

STUDIEN ZUR DEUTSCHEN  
LITERATUR

Band 200

Herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart  
und Martina Wagner-Egelhaaf



Christian Rakow

# Die Ökonomien des Realismus

Kulturpoetische Untersuchungen zur Literatur und  
Volkswirtschaftslehre 1850–1900

De Gruyter

D6

ISBN 978-3-11-029279-4

e-ISBN 978-3-11-029291-6

ISSN 0081-7236

*Library of Congress Cataloging-in-Publication Data*

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)

# Inhaltsverzeichnis

Vorrede .....	1
1. Einleitung.....	17
1.1. Die Entdeckung der Ökonomie in Literaturkritik und Poetik des Realismus .....	17
1.1.1. Mehr als eine Metapher – Literatur als Luxus bei Robert Prutz .....	20
1.1.2. Wilhelm Scherer und der ökonomische Zusammenhang der Poesie.....	29
1.2. Literatur und Ökonomie.....	43
1.2.1. Die versteckte Ökonomie – Wilhelm Raabes <i>Die Chronik                 der Sperlingsgasse</i> .....	47
1.2.2. Entsagung und Gemein Sinn von Johann Wolfgang Goethe und Georg Wilhelm Friedrich Hegel bis Wilhelm Roscher ....	53
1.2.3. Dynamische Gemeinschaften .....	60
1.3. Forschungsüberblick.....	65
1.3.1. Joseph Vogls <i>Kalkül und Leidenschaft</i> .....	70
1.3.2. Von der Diskursanalyse zum New Historicism .....	76
<i>Die literaturwissenschaftliche Entdeckung der deutschen                 Nationalökonomie</i> 86	
2. Die Grundzüge der realistischen Poetik in Ökonomie und Literatur 1850–1900.....	89
2.1. Der Aufstieg zum Besonderen – Wilhelm Roschers realistische Grundsätze .....	92
<i>Jenseits der Abstraktion – Der Mensch, &gt;wie er ist&lt;</i> 98	
2.2. Das Prinzip der Metonymie .....	100
2.2.1. Metonymien und die Konstruktion des Gewöhnlichen im literarischen Realismus .....	100
<i>Enzyklopädische Anker in Friedrich Spielhagens Sturmflut</i> 102 – <i>Die Stabilität der Gemeinplätze</i> 106 – <i>Das Wuchern der Enzyklopädie                 beim späten Gustave Flaubert</i> 109 – <i>Die Reduktion der Zeichenfülle                 im kanonischen Realismus</i> 111	
2.2.2. Echte Güter und die Wirklichkeit der Ökonomie.....	115

2.2.3.	Güter historisch oder systematisch – Wilhelm Roscher vs. Carl Menger .....	119
2.3.	Die Verklärung des Wirklichen .....	128
2.3.1.	Wie die Welt geordnet wird – Die formalpoetische Seite der Verklärung .....	130
	<i>Verklärung, Objektivierung und Dramatisierung bei Otto Ludwig, Gustav Freytag und Friedrich Spielhagen 130 – Die Läuterung des geschichtlichen Stoffes bei Wilhelm Roscher 142</i>	
2.3.2.	Wie die Welt bedeutsam wird – Die semantische Seite der Verklärung .....	148
	<i>Einsetzung und Ausbebelung des klassischen Symbols in Novellen Gottfried Kellers 149 – Der Goldstaub der Konnotationen in Otto Ludwigs Zwischen Himmel und Erde 152 – Die Frage nach der Entsagung und das Konzept des ›realistischen Weges‹ bei Hans Vilmar Geppert 157 – Oszillierende Bedeutungsproduktion – Claus-Michael Orts Metasemiotik des Realismus 163 – Dynamisierung der Zeichen und Entsagung in Gottfried Kellers Der grüne Heinrich 164</i>	
2.3.2.1.	Selbstreferenz – Die Poetologie des Realismus in Gottfried Kellers <i>Der Schmied seines Glückes</i> .....	170
	<i>Bildersturm und Referenzverlust in Gottfried Kellers Der grüne Heinrich 176</i>	
2.3.2.2.	Zusammenfassung – Sanfte Gesetze und das Textverfahren des Realismus .....	178
2.3.3.	Der kulturalistische Ansatz der Ökonomie .....	181
2.3.3.1.	Der kulturalistische Ansatz bei Wilhelm Roscher .....	181
2.3.3.2.	Der Weg zur Spezialuntersuchung – Gustav Schmollers Institutionenökonomie .....	196
2.3.3.3.	Die realistische Diskursivität und die ästhetischen Interessen der Ökonomen .....	207
	<i>Gustav Schmoller liest Friedrich Schiller 210 – Karl Bücher und der Anteil des Rhythmus bei der Entstehung der Arbeit 211 – Jenseits des Realismus – Eske Bockelmann und die Entstehung des Rhythmus aus dem Medium 215</i>	
3.	Schöne Waren, schlechtes Geld – Warenwirtschaft in der realistischen Literatur .....	217
3.1.	Der Realismus des Geldes – Gottfried Kellers <i>Die mißbrauchten Liebesbriefe</i> .....	217
3.2.	Die Poetik der Ware und der Schrecken der Finanzökonomie .....	231
3.2.1.	Personalität und Sachbezug .....	233
3.2.1.1.	Stabilität im Kontor – Friedrich Wilhelm Hackländers <i>Handel und Wandel</i> .....	233
3.2.1.2.	Gustav Freytags <i>Soll und Haben</i> und die Kraft der Entsagung .....	240

3.2.2.	Die Stabilität der Bedürfnisse und die Tücken des Konsums. ....	254
	<i>Ein Schaufensterbummel mit Adalbert Stifter</i> 257 – <i>Gottfried Keller über Revalenta arabica</i> 260	
3.2.3.	Neutralität der Vermittlung und die Tücken der Konkurrenz – Preiskampf bei Gustav Freytag. ....	267
3.2.4.	Medienskepsis .....	274
3.2.4.1.	Zwischen Funktion und Substanz – Das Geld im ökonomischen Diskurs .....	276
	<i>Georg Simmels Chartal-Theorie des Geldes und ihre Rezeption durch Gustav Schmoller</i> 278 – <i>Der Stellenwert des Kredits in der realisti- schen Nationalökonomie</i> 281 – <i>Das Kreditdenken Adam Müllers und seine Aufnahme bei Bruno Hildebrand und Wilhelm Roscher</i> 284	
3.2.4.2.	Blinde Spekulanten – Geld und Kredit in Gottfried Kellers <i>Der grüne Heinrich</i> .....	288
	<i>Die Meierlein-Episode und der Absturz des Kreditjongleurs</i> 296	
3.2.4.3.	Durchblicken – Die finanzwirtschaftliche Intrige in Gustav Freytags <i>Soll und Haben</i> und Friedrich Spielhagens <i>Sturmflut</i> .....	301
	<i>Die Dunkelmänner der Finanz – Friedrich Spielhagens Sturmflut</i> 305	
3.2.4.4.	Eine Bankierskrise und die Diabolik des Kredits – Wilhelm Raabes <i>Die Leute aus dem Walde</i> und <i>Zum wilden Mann</i> .....	313
	<i>Die unheimliche Rückkehr des Geldgebers in Zum wilden Mann</i> 318	
4.	Der realistische Weg und seine Ränder – Systemische und antisystemische Poetiken .....	326
4.1.	Das System des Hungers – Wilhelm Raabes <i>Der Hungerpastor</i> und die Problematik systemischer Denkweisen im Realismus .....	327
	<i>Die &gt;clearer vision&lt; des Realisten – Charles Dickens' Oliver Twist</i> 332 – <i>Auf der Suche nach dem guten Hunger – Wilhelm Raabes Der Hungerpastor</i> 335 – <i>Das systemische Gegenangebot – Émile Zolas Germinal</i> 343 – <i>Der Ausweg Grunzenow in Der Hungerpastor</i> 347	
4.2.	Realismus vs. Grenznutzentheorie – Die Tücken der Robinsonade ....	349
4.2.1.	Robinson und seine Launen – Vom Anteil der Robinsonade bei der Theoriewerdung des Grenznutzens .....	350
4.2.2.	Mehr als Robinson – Die realistische Ökonomie im Kontext der deutschen Robinsonaden .....	360
4.2.3.	Robinson und seine Brüder in der realistischen Erzählliteratur .....	367
4.2.4.	Rudimente des Grenznutzenkalküls bei Theodor Fontane. ....	371

4.3.	Karl Marx und Friedrich Engels – Der sozialistische Gegenentwurf ...	375
4.3.1.	Leben aussaugen – Die Marx'sche Arbeitswerttheorie und der Angelpunkt der historischen Erzählung. ....	376
4.3.2.	Gespensterball und Karneval – Zur Poetik der Marx'schen Geschichtsschreibung .....	382
4.3.2.1.	Exkurs: Im Fahrwasser von Marx – Die Revolutions- erzählung bei Georg Weerth .....	391
4.3.2.2.	Das Theater der Revolution – Karl Marx' <i>Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte.</i> .....	397
4.3.3.	Wachsende Attraktion – Die Marx-Rezeption zwischen Älterer und Jüngerer Historischer Schule der Nationalökonomie .....	403
4.3.3.1.	Wer schätzt den Wert? Bruno Hildebrand liest Friedrich Engels. ....	405
4.3.3.2.	Reform statt Revolution – Sozialistisches Echo in der Jüngerer Schule der deutschen Nationalökonomie .....	410
5.	Die prekäre gute Mitte – Das Institutionendenken und seine Gefährdung .....	420
5.1.	Gustav Schmoller und das Lob der besitzlosen Intelligenz .....	420
5.1.1.	Die große Schule des öffentlichen Dienstes – Straßburgs Ministeriale im 13. Jahrhundert .....	423
5.1.2.	Ordnung schaffen – Straßburgs Verfassungs- und Zunftgeschichte vom 13. bis zum 17. Jahrhundert .....	429
5.1.3.	Exkurs: Zunftgeschichte im Roman – Otto Rüdigers <i>Siegfried Bunstorp's Meisterstück.</i> .....	438
5.2.	Der öffentliche Dienst und die prekäre Lage der Ordnungspolitik in der Literatur .....	449
5.2.1.	Die Wiege des Beamten und der Kaufmann als Ordnungshüter – <i>Sturmflut</i> und <i>Soll und Haben</i> .....	451
	<i>Geborgen im großen Staatskörper – Noch einmal Gustav Freytags Soll und Haben</i> 455	
5.2.2.	Zwei Stützen der Wohlfahrt – Wilhelm Raabes <i>Villa Schönow.</i> .....	457
5.2.3.	Unter dem Druck des Eigennutzens – Von der Krise des Ordnungsbegehrens bei Gustav Freytag, Gottfried Keller, Theodor Storm und Wilhelm Heinrich Riehl .....	468
	<i>Theodor Storms Vater-Figuren in den Mühlen des Eigennutzens</i> 472 – <i>Wilhelm Heinrich Riehl – 1848 und das Dilemma des Interessen- politikers</i> 476	
5.2.4.	Die letzten Entsagenden – Der öffentliche Dienst in Gottfried Kellers <i>Martin Salander</i> und <i>Der grüne Heinrich</i> ...	479

	<i>Der Beamte in Der grüne Heinrich und der letzte Kampf des Ratsmitglieds Kleinpeter in Martin Salander</i>	487
5.2.5.	Glanz und Elend des Beamten als Erzähler – Friedrich Spielhagens Erzähltheorie und Wilhelm Raabes <i>Die Akten des Vogelsangs</i> .....	492
	<i>Eigentumsmüdigkeit in Die Akten des Vogelsangs</i>	496
6.	Literaturverzeichnis .....	507
6.1.	Siglen .....	507
6.2.	Primärliteratur .....	507
6.3.	Sekundärliteratur .....	519
6.4.	Dank .....	539
6.5.	Personen- und Werkregister .....	541



## Vorrede

*Because the tide is high  
And it's rising still  
And I don't wanna see it at my windowsill*  
Arcade Fire, 2007

Am Anfang dieser Arbeit stand das Staunen über eine kleine Episode in Gottfried Kellers Opus magnum *Der grüne Heinrich* (1854/1855, 2. Fassung 1879/1880). Da verbringt der Protagonist Heinrich mit einem neuen Jugendfreund Meierlein seine Freizeit eigentlich auf ganz alterstypische Weise: Es werden Geschichten erzählt, Heinrich gefällt sich ein wenig als Angeber; gelegentlich veranstalten die beiden Wettkämpfe und Geschicklichkeitsproben, in denen Meierlein regelmäßig gewinnt. Wetteinsätze gibt es auch. Das alles wäre nicht sonderlich auffällig, hielte Meierlein diese gemeinsamen Spiele nicht in einer Buchführung nach dem Prinzip des ›Soll und Haben‹ fest. Sein Finanztrick verblüfft. Meierlein gelingt es mittels des Buchgeldes, die Freizeitbeschäftigungen der Jungen zu verrechnen, ohne die bis dahin stets real bemühten Ersparnisse des Helden antasten zu müssen. Gerade durch diese temporäre Aussetzung der Zahlungen häuft sich schnell eine größere Schuldensumme an, die am Ende des Sommers durch hartes Münzgeld aus dem Sparkästchen Heinrichs beglichen werden soll.<sup>1</sup>

Das Staunen, das diese Episode auslöst, ist Effekt einer quasi metaphorischen Konstellation. Bei Kaufleuten oder Finanzangestellten gehört Buchhaltung zur gängigen Geschäftspraxis. In einer Erzählung über vorpubertäre Jugendliche werden dergartige Schilderungen dagegen als Elemente eines anscheinend fremden Bildbereichs auffällig. Diese Knaben spielen nicht Indianer, Räuber und Gendarm oder, wie oft in Texten des 19. Jahrhunderts, den Inselhelden Robinson. Nein, es wird attraktiv, dem biedereren Geschäftsmann nachzueifern. Die Ökonomie erobert die kindliche Phantasie.

In der verblüffenden Kombination von unterschiedlichen Zeichenfeldern bezeugen literarische Artefakte ihre Eigentümlichkeit, ihre erstaunliche Singularität. Aber wie der amerikanische Literatur- und Kulturwissenschaftler Stephen Greenblatt hervorgehoben hat, entsteht dieses Staunen über die Einzigartigkeit künstlerischer Produktion nicht unabhängig von einer Qualität, die Greenblatt als ›Resonanz‹ des

---

<sup>1</sup> Zur Analyse dieser Szene siehe Abschnitt 3.2.4.2. dieser Arbeit.

Artefakts fasst: »Unter »Resonanz« verstehe ich die Macht des ausgestellten Objekts, über seine formalen Grenzen hinaus in eine umfassendere Welt hineinzuwirken und im Betrachter jene komplexen, dynamischen Kulturkräfte heraufzubeschwören, denen es ursprünglich entstammt und als deren – sei es metaphorischer oder bloß metonymischer – Repräsentant es vom Betrachter angesehen werden kann.«<sup>2</sup> In dieser kulturwissenschaftlich geöffneten Perspektive steht ein Kunstwerk denn in einem vielgliedrigen Zusammenhang mit den symbolischen Praktiken seines Entstehungszeitraums. Es erscheint nicht nur als selbstbezügliches Artefakt, das auf seine eigene Gestalt und auf seine Zugehörigkeit zu einem Genre, einer Kunstrichtung und, ganz allgemein, zum künstlerischen Diskurs verweist. Sondern es zeigt sich auch als Medium der Wissensverarbeitung, als spezifisches Zeichensystem, das in der Aneignung von außerliterarischem Diskursmaterial seine Form von Wirklichkeitsbezug herstellt.

Vom staunenswerten Impuls führt der Weg der Forschung mithin in den Produktionskontext des Werkes. In den Blick rückt das paradigmatische Wissen der Kultur, das Texte syntagmatisch anzapfen, wenn sie mit anderswo gebräuchlichen Zeichen zusammenhängen operieren (wie in Meierleins Rechnungswesen). Erst von hier aus lässt sich abschätzen, inwieweit das Kunstwerk durch Import und Neukombination von Zeichen tatsächlich eine Spezifik, aber auch eine Repräsentativität als diskursive Ausdrucksform erlangt. Inwieweit eignet also die Meierlein-Episode im *Grünen Heinrich* das zeitgenössische ökonomische Wissen an? Und was, wenn es sich denn um eine produktive Aneignung handelt, macht die Passage mit diesem Wissen?

Am Startpunkt der vorliegenden Arbeit standen diese Fragen nach Gestalt und Reichweite des ökonomischen Wissens in der Ära des Realismus zwischen 1850 und 1900, in der Deutschland den Schritt in die Industrialisierung vollzieht, Zölle abbaut, Gründerzeitbooms ebenso wie Gründerkrisen erlebt.<sup>3</sup> Die Fragen richteten sich von Anfang an auf den Zusammenhang außerliterarischer und literarischer Wissensbildung über die neue kapitalistische Wirtschaft. Das bedeutete umgekehrt auch, dass das ökonomische Wissen nicht einfach als neutrales, in Definitionen und Lehrbuchexemplen gegebenes Aussagenkonvolut hinzunehmen war. Vielmehr galt es, den Wirtschaftsdiskurs auf seine prägnante Rhetorik und Vermittlungskunst hin anzusehen. Die Entkoppelung von Form und Inhalt, die in der Literaturwissenschaft spätestens seit dem russischen Formalismus radikal in Zweifel gezogen worden ist, war in diesem Sinne auch für die außerliterarische Textproduktion aufzugeben. Man kann

---

<sup>2</sup> Stephen Greenblatt: Resonanz und Staunen. In: Stephen Greenblatt, *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern*, übers. von Robin Cackett, Frankfurt a.M. 1995, S. 7–29, hier: S. 15.

<sup>3</sup> Der Begriff »Realismus« ist in der Literaturwissenschaft auf vielfältige Weise profiliert und problematisiert worden. Da ich ihn im zweiten Kapitel dieser Arbeit selbst vom verfahrensanalytischen Standpunkt aus umreißt, sei an dieser Stelle auf den jüngsten, eingehenden Forschungsüberblick zum Thema verwiesen: Ingo Meyer: *Im »Banne der Wirklichkeit«? Studien zum Problem des deutschen Realismus und seinen narrativ-symbolistischen Strategien*, Würzburg 2009, S. 130–278.

die Zeichenaneignung und die daraus entstehende Verhandlung ökonomischen Wissens im literarischen Werk nicht untersuchen, wenn man den ökonomischen Diskurs nicht auch in gleicher Weise in seiner ›Poetik‹, also als Ergebnis von Darstellungsstrategien und stilistischen Verfahren, begreift. In der ökonomiehistorisch und ökonomieanalytisch ausgerichteten Literaturwissenschaft – ich werde der Kürze halber von ›literarökonomischer‹ Forschung sprechen – ist dieser Fokus auf den Zusammenhang zwischen poetischer Konzeptbildung in der Ökonomie und ökonomischer Konzeptbildung in der Literatur durch Kurt Heinzelmans Studie *The Economics of the Imagination* (1980) und Marc Shells Untersuchungen zur *Economy of Literature* (1978) vorgeprägt worden.<sup>4</sup>

Auf die einmal aufgeworfenen Ausgangsfragen dieser Arbeit folgte umgehend die Enttäuschung. Während sich in literarischen Programmschriften bis hin zur literaturwissenschaftlichen Poetik der Zeit ein vergleichsweise reger Gebrauch ökonomischer Begrifflichkeit verzeichnen lässt, schließt sich die kanonische Prosaliteratur dieser Dekaden – von Gottfried Keller, Wilhelm Raabe, Theodor Storm, Adalbert Stifter oder Theodor Fontane – anscheinend gegen den aufkommenden kapitalistischen Wirtschaftsdiskurs ab. Einschlägige Zuspitzungen wie etwa in Émile Zolas Rougon-Macquart-Roman *Die Beute* (1871) – »An die Stelle des Familienbegriffs war bei ihnen der einer Art Kommanditgesellschaft getreten«<sup>5</sup> – fehlen im deutschen Realismus weitestgehend. Zumal wenn damit nicht nur ein punktueller Vergleich gegeben ist, sondern, wie bei Zola, die Metapher ›beim Wort genommen‹ wird und hier also eine großflächige (Um-)Codierung des Zusammenlebens zwischen dem Börsianer Aristide Saccard, seiner Frau Renée und dem Stiefsohn Maxime angezeigt ist. Eine derartige strukturelle Metaphorizität, die auf die Monetarisierung der fiktionalen Wirklichkeit hinlenkt, fällt bei den deutschsprachigen Autoren des Zeitraums aus.

Diese Beobachtung ist nicht neu. Bereits Georg Lukács hatte in Anlehnung an Friedrich Engels dem bürgerlichen Realismus in Deutschland Provinzialismus und

---

<sup>4</sup> Heinzelman gibt dabei die zwei grundsätzlichen Ausrichtungen an: Als ›imaginative economics‹ bezeichnet er »the way in which economic systems are structured, by means of the imagination, upon what are essentially fictive concepts«; mit ›poetic economics‹ verweist er auf »the way in which literary writers use this fictive economic discourse, this body of systematized knowledge, as an ordering principle in their work« (Kurt Heinzelman: *The Economics of the Imagination*, Amherst 1980, S. 11f.). Shell hat das Konzept des (metaphorischen) ›Austauschs‹ bei der Konstitution von ökonomischen und literarischen Zeichensystemen stark gemacht. Vgl. allgemein über Entstehung und Profil dieses am New Historicism orientierten Forschungsstrangs des ›Economic Criticism‹: Mark Osteen/Martha Woodmansee: *Taking Account of the New Economic Criticism. An historical introduction*. In: Martha Woodmansee/Mark Osteen (Hg.), *The New Economic Criticism. Studies at the Intersection of Literature and Economics*, London, New York 1999, S. 3–50, hier: S. 4–6 u. S. 13–21.

<sup>5</sup> Émile Zola: *Die Beute* [franz. 1871], hg. und übers. von Rita Schober (Die Rougon-Macquart. Natur- und Sozialgeschichte einer Familie unter dem Zweiten Kaiserreich, hg. von Rita Schober), München 1974, S. 178.

Eskapismus attestiert. Der literarische Rückzug in die Innerlichkeit erscheint dabei als Konsequenz des »Anachronismus der deutschen Zustände«, in denen die verspätete kapitalistische Entwicklung die politische Emanzipation des Bürgertums verhindert habe.<sup>6</sup> Der industrielle Aufschwung habe ohne demokratische Willensbildung stattgefunden und sei unmittelbar in den Abwehrkampf des Bürgertums gegen das Proletariat übergegangen. Autoren wie Wilhelm Raabe zögen sich angesichts dieser historischen Umstände auf eine kleinbürgerliche Wahrnehmung zurück. »Raabe sieht den ökonomischen Prozeß der Kapitalisierung Deutschlands nur in seinen äußerlichen Symptomen: hauptsächlich in der Zerstörung der alten Städte, der alten Landschaften, die Proletarisierung, die Auswanderung, das Ersetzen der alten persönlichen Beziehungen zwischen den Menschen durch die fetischisierten, unmenschlichen, auf nackte Ausbeutung und Beherrschung ausgehenden Formen des Kapitalismus.«<sup>7</sup> Was Raabe nicht sieht, so darf man Lukács paraphrasieren, ist die ökonomische Logik, die in diesen Transformationen waltet.

Aber stimmt das eigentlich? Ist es nicht nur eine spezifische Auffassung von Ökonomie, die Raabe und andere nicht sehen? Lukács schließt sich ganz selbstverständlich der Auffassung von Friedrich Engels an, der Mitte des 19. Jahrhunderts die seinerzeit herrschende zeitgenössische deutsche Nationalökonomie und ihre spezifische Rezeption ausländischer Wirtschaftsklassiker rundum diskriminierte: »Aus dem Sammelsurium von schriftstellernden Industrierittern, Kaufleuten, Schulmeistern und Bürokraten entstand dann eine deutsch-ökonomische Literatur, die an Fadaise, Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit, Breite und Plagiarismus nur am deutschen Roman ein Seitenstück hat.«<sup>8</sup> Der Linie dieser Kritik von Engels bis Lukács ist die ökonomisch interessierte Literaturwissenschaft bis in die 1980er Jahre hinein im Wesentlichen gefolgt.

Spätestens mit dem Scheitern des sozialistischen Experiments in der sowjetischen Ära ist dieses Paradigma auch in den Geisteswissenschaften brüchig geworden. Grundprinzipien der bürgerlichen Ökonomie haben sich gegen die Kritik von Marx und Engels behauptet. Das Axiom des Privatnutzens und die damit verbundene egoistische Motivationsstruktur stellen das Gerüst aktueller Gesellschaftstheorien dar von der Ökonomie bis zur Evolutionsbiologie (um nur zwei der derzeit dominanten und eben auch literatur- und kulturwissenschaftlich angeeigneten Forschungsdisziplinen zu nennen). Der historische Materialismus ist selbst historisch geworden. Es dürfte sich schon aus diesen Erwägungen heraus lohnen, einen Blick hinter das Felsmassiv der Marx'schen Kritik zu werfen, auf die von ihr zugestellte bürgerliche Ökonomie, zu der auch der marginalisierte Strang der »deutsch-ökonomischen Literatur« zählt.

---

<sup>6</sup> Georg Lukács: Die deutschen Realisten des 19. Jahrhunderts, 5. Aufl., Berlin 1956, S. 5.

<sup>7</sup> Lukács: Die deutschen Realisten, S. 238.

<sup>8</sup> Lukács: Die deutschen Realisten, S. 11. Lukács zitiert hier eine Rezension: Friedrich Engels: Karl Marx, »Zur Kritik der Politischen Ökonomie«, Erstes Heft, Berlin, Franz Duncker, 1859 [Rezension, 1859]. In: MEW, Bd. 13, S. 468–477, hier: S. 469.

Zumal dann, wenn, wie das obige Zitat von Engels andeutet, der deutsche Roman als ›Seitenstück‹ dieser Wirtschaftsliteratur angesehen werden kann.

Die Forschungsfrage dieser Arbeit richtet sich dann an den konkreten historischen Kontext, an eine Ökonomie, die von Autoren wie Wilhelm Roscher, Bruno Hildebrand, Lujo Brentano oder Gustav Schmoller geprägt ist. Außerhalb des engeren Rahmens der fachwissenschaftlichen Doktrinesgeschichte sind diese Vertreter der historischen oder – wie sie sich selbst wiederholt nannten – ›realistischen‹ Schule der deutschen Nationalökonomie heute nahezu vergessen. In ihrer Zeit definierten sie mit ihren Lehrbüchern und Periodika das Grundwissen des Diskurses, wirkten entscheidend auf die Berufungspolitik an Universitäten ein und gestalteten durch Vereinsarbeit und außeruniversitäre Publizistik die öffentliche Meinung über Wirtschaft. Die Gründungsväter der deutschen Soziologie, Max Weber und Werner Sombart, entstammen dieser Schule.

Diesen Diskurs mit interdisziplinärem Interesse wiederzuentdecken, bedeutet gleichwohl, einige Hürden zu nehmen. Man ist hier mit Autoren konfrontiert, die zu voluminösen, mit historischem Wissen überfrachteten Darstellungen neigen (Marx meinte einmal in einem Brief an Engels, die »deutschen Hunde« pflegten »den Wert der Bücher nach dem Kubikinhalte« zu schätzen<sup>9</sup>). Eher breit katalogisierend denn streng systematisierend zeigen sich etwa die einschlägigen Lehrbücher von Wilhelm Roscher (*Grundlagen der Nationalökonomie*, 1854) und Gustav Schmoller (*Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre*, 1900/1904). Sie durchmischen marktwirtschaftliche Theoriestücke mit kulturgeschichtlich Wissenswertem (und Vernachlässigbarem!); Preis- oder Bevölkerungsstatistiken stehen neben stärker narrativen und deskriptiven Passagen. In diesem Wust an Textmaterial das kulturell und letztlich auch literarisch relevante Potential zu erkennen, ist nicht die leichteste Aufgabe.

Umso schwieriger wird sie, wenn die als Ausgangspunkt dienende belletristische Literatur allenfalls ein großmaschiges Beobachtungsraster abwirft. Konkrete Bezüge zu einzelnen Wirtschaftstexten lassen sich kaum ausmachen; eine breite lexikalische Aneignung ökonomischer Theoreme bleibt, wie bereits angemerkt, aus. Dieser Befund lässt sich auch über den hier abgesteckten Untersuchungsrahmen hinaus aufrechterhalten: Die im 19. Jahrhundert zunehmend explodierenden Thesauren kulturellen Wissens finden im literarischen Realismus kaum Niederschlag. Schon mit dem ›Grenzbotenstreit‹ zwischen dem vergleichsweise enzyklopädisch breit erzählenden Karl Gutzkow und den realistischen Programmatikern Julian Schmidt und Gustav Freytag setzte sich die Ansicht durch, die realistische Literatur habe gesellschaftliche und letztlich auch diskursive Komplexitäten in der literarischen Komposition einzuschmelzen. Anders ausgedrückt: Der deutsche Realismus immunisiert sich gegen die Diskursfülle seiner Zeit.<sup>10</sup> Als Rückstände seiner Abwehrbewegung finden sich im

---

<sup>9</sup> Karl Marx: [Brief an Engels vom 18. Juni 1862]. In: MEW, Bd. 30, Berlin 1964, S. 248–249, hier: S. 248.

<sup>10</sup> Siehe Moritz Baßler: Gegen die Wand. Die Aporie des Poetischen Realismus und das

gegebenen Text dann allenfalls vage Spuren, indirekte Hinweise und Oberbegriffe (wie der ›Markt‹, die ›Buchhaltung‹, der ›Kredit‹ etc.), die eine ganze konzeptuelle Vielfalt deckeln bzw. lose anzitieren.

Mit dem Hinweis auf die ›Diskursarmut‹ des literarischen Realismus ist die Tür zur historischen Diskursbetrachtung abermals zugeschlagen. Wie wäre sie zu öffnen? Einzig und allein durch einen grundlegenden Perspektivenwechsel. Es ist richtig, dass sich die Literatur gegen den akribischen Nachvollzug ökonomischer Theoriebildung sperrt. Aber die realistische Ökonomie verfährt ja ganz ähnlich, wenn sie der so genannten ›abstrakten‹ Ökonomie (der Traditionslinie von Adam Smith bis Carl Menger) mit Skepsis begegnet. Mit beschreibendem Interesse fokussiert diese spezielle Form der Nationalökonomie auf empirische Wirtschaftsräume und ihre Handlungsträger und erstattet vom historisch tatsächlich vollzogenen Wirtschaften Bericht, anstatt ahistorische Modelle zu entwickeln. Hier liegt ein gemeinsamer realistischer Ansatz vor, den die literarökonomische Untersuchung über die spärlichen konkreten Austauschbeziehungen zwischen Ökonomie und Literatur hinaus charakterisieren muss.

Für die Verbindung beider Textfelder verwende ich den Begriff der ›realistischen Diskursivität‹. Die Diskursivität generiert sich, über die Diskursgrenzen hinweg, aus einem Ensemble von charakteristischen Textverfahren und inhaltlichen Motiven. Es handelt sich um eine Einheit paradigmatischer Muster, die die ›realistischen‹ Diskurse miteinander teilen, ohne dass ihre Unterschiedlichkeit damit verschwände. Selbstverständlich weichen die konkreten Redegegenstände in den Diskursen voneinander ab. Gemeinsam ist die zugrunde liegende Disposition, die spezifisch realistische Hinsichtnahme auf ›Wirklichkeit‹. Um eine zentrale Kategorie innerhalb dieser realistischen Diskursivität zu bemühen: Das ›Partikulare‹ ist in der Literatur durch individuelle, meist fiktive Handlungsträger gefüllt; die Ökonomen bewegen sich eine Abstraktionsstufe höher und zielen auf konkrete historische Institutionen, auf Wirtschaftsgruppen, teilweise auf ganze Völker. Nie aber soll, hier wie dort, den Beschreibungen ein universaler Begriff des wirtschaftenden Menschen abgewonnen werden. Stets scheuen sich die realistischen Textformen vor systemischen Abstraktionen, vor einem ahistorischen Begriff wirtschaftlicher Rationalität.

Mit der ›Diskursivität‹ ist demnach eine paradigmatische Einheit oberhalb der Diskurse bezeichnet. Sie liegt allerdings unterhalb des Abstraktionsgrades der Episteme, auf die sich diskursanalytische Untersuchungen in der Nachfolge Michel Foucaults ausrichten. Es geht in meiner Arbeit nicht um eine Epochengeschichte (wie sie etwa Joseph Vogl in *Kalkül und Leidenschaft* 2002 vorgelegt hat), sondern um eine strukturelle Beschreibung eines konkreten Zeit- und Diskursraums zwischen 1850

---

Problem der Repräsentation von Wissen. In: Michael Neumann/Kerstin Stüssel (Hg.), *Magie der Geschichten. Weltverkehr, Literatur und Anthropologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Konstanz 2011, S. 429–442; vgl. auch Ingo Meyer: *Im »Banne der Wirklichkeit«?*, S. 17–30 u. S. 164–167.

und 1900. Die Differenzen zwischen den darin auftretenden Diskursivitäten – die sich namentlich im Vergleich des Realismus mit der österreichischen Neoklassik (Menger) und der sozialistischen Politischen Ökonomie (Marx/Engels) mitsamt den entsprechenden Literaturen zeigen – werden hier nicht aufgehoben, sondern sind der eigentliche Untersuchungsgegenstand.

In der seit den 1990er Jahren rapide anwachsenden literarökonomischen Forschung gehen die maßgeblichen Studien von einem systemischen Ökonomieverständnis aus, wie es in der >abstrakten< Ökonomie seit Adam Smith entwickelt und im 20. Jahrhundert akademisch vorherrschend wurde. So verdankt sich Joseph Vogls Diskursgeschichte des >ökonomischen Menschen< in *Kalkül und Leidenschaft* einem systemtheoretisch geschärften Analysefokus. Andernorts stellt das Rationalitätsmodell des Homo oeconomicus ein Instrument zur Re-Lektüre literarischer Texte bereit.<sup>11</sup> Hier wie dort findet die Literaturgeschichte Anschluss an die neueste Theoriebildung, gelingt, durch systemische Allegoresen des Interpretieren, eine oft verblüffende Modernisierung des älteren Kanons. Die Gefährdungen dieser Arbeitsweise liegen fraglos in einem verschärften Reduktionismus. Was sich nicht in den vom Modell vorgegebenen Kategorien (z.B. Knappheit, Präferenz, Restriktion) erfassen lässt, droht unter den Tisch zu fallen. Die narrative und deskriptive Breite der jeweils untersuchten Texte wird dann bisweilen stark eingekürzt.

Mehr noch: Wenn, wie bei Joseph Vogl, die >Geburt< des modernen ökonomischen Kalküls auf die Zeit um 1800 datiert wird, geraten konkurrierende Optionen der Politischen Ökonomie schnell in den Schatten der Geschichtsschreibung. Die kulturelle Entwicklung wird auf einen verengten Ökonomiebegriff gebracht, der sich aus der Vorstellung autopoetisch geschlossener Systeme speist. Gerade diese Form von Schließung weist die hier untersuchte realistische Ökonomie nicht auf. Im Gegenteil, bei vielen Texten des Zeitraums stellt sich dem modernen Betrachter nachdrücklich die Frage, ob es sich überhaupt um wirtschaftswissenschaftliche Texte handelt, die da unter dem Label der >nationalökonomischen Forschung< firmieren. Ethnologisches, Geographisches, Psychologisches reichert die dominant soziologisch und wirtschaftsgeschichtlich ausgerichteten Werke an. Es ist eine breit orientierte kulturalistische Ökonomie, die sich hier – das muss stets in Erinnerung bleiben – als Komplettangebot dessen versteht, was als >Volkswirtschaftslehre< aufgefasst werden soll. Demgegenüber stelle die >Abstraktion<, also die gerade im Aufbau befindliche Systematisierung und Mathematisierung der Wirtschaftswissenschaft, allenfalls einen Nebenstrang im historisch-kulturalistischen Gesamtentwurf des Faches dar.

Bisweilen reibt sich der moderne Interpret die Augen vor der schreienden Antiquiertheit dieses Wirtschaftswissenschaftsentwurfs. Auch das zählt zu den Hürden

---

<sup>11</sup> Vgl. Bernd Blaschke: *Der homo oeconomicus und sein Kredit bei Musil, Joyce, Svevo, Unamuno und Céline*, München 2004; Fritz Breithaupt: *Der Ich-Effekt des Geldes. Zur Geschichte einer Legitimationsfigur*, Frankfurt a.M. 2008. Weitere Literatur im Forschungsüberblick, Abschnitt 1.3. dieser Arbeit.

dieser Arbeit. Und es tröstet nur bedingt, dass einzelne ihrer Motive im öffentlichen Bewusstsein nach wie vor fest verankert sind: der allgegenwärtige Hang zur Moralisierung in fachexternen Debatten etwa. Wenn im Zuge der weltweiten Finanzkrise seit 2008 vermehrt Diskussionen um Managergehälter und Unternehmensmoral einsetzen, dann erneuert sich darin eine subjekt- und handlungsorientierte Wirtschaftsauffassung, die unter systemischem Gesichtspunkt längst als verabschiedet zu gelten hätte.<sup>12</sup> Zumindest das populäre Gedächtnis der Kultur hat die ethischen Motive des realistischen Wirtschaftsdiskurses gut abgespeichert.

Aber die Frage nach der Aktualität lässt sich noch mindestens eine Abstraktionsstufe höher anschauen: Mit der globalen Finanzkrise und der Schuldenkrise der EU formiert sich eine frische Kritik am vermeintlichen Selbststeuerungspotenzial der Märkte. Das enge neoliberale Ökonomieverständnis, das vor allem durch die Chicagoer Schule um Milton Friedman zum dominanten Paradigma der letzten vierzig Jahre erhoben wurde und ab den 1980er Jahren durchgängig die Politik der Industriestaaten prägte,<sup>13</sup> gerät unter Druck. Und von hier aus mag denn auch ein Schlaglicht auf die realistischen Volkswirtschaftler des 19. Jahrhunderts und ihre Auseinandersetzung mit der Manchester-liberalen Laissez-faire-Ökonomie fallen. Ein wichtiger Bestandteil der damaligen Debatten war, wie angedeutet, die Beschränkung der ›abstrakten Methode‹ und die Forderung nach einem beständigen Abgleich zwischen Modellbildung und historisch-empirischem Wissen.<sup>14</sup> Auf einem ungleich komplexeren Level wiederholt sich diese Problemkonstellation in der aktuellen Krise der finanzwirtschaftlichen Modellbildung.

»Ein grundlegendes Problem der Kreditmärkte ist es, dass man die dort enthaltenen Risiken nicht wirklich numerisch bewerten kann«, sagt Wolfgang Münchau (Direktor des Wirtschaftsinformationsdienstes *Eurointelligence.com*) und schreibt der angewandten Finanzmathematik, die eine solche sichere Risikobewertung nahe legt, eine entsprechend »unrühmliche Rolle« in der krisenhaften Bankenpraxis zu.<sup>15</sup> Im Hintergrund dieser Kritik steht die Verbriefungspraxis des Kreditmarkts: Verbriefung ist die Umwandlung eines klassischen Kredits in ein Wertpapier, das

---

<sup>12</sup> Vom systemischen Standpunkt aus betrachtet, stellt sich das Problem der Managergehälter denn auch eher als Wurmfortsatz des allgemeineren Strukturproblems der Entlohnung von Aktionären unter Bedingungen der Haftungsbeschränkung dar. Vgl. Hans-Werner Sinn: *Kasino-Kapitalismus. Wie es zur Finanzkrise kam, und was jetzt zu tun ist* [2009], vollständig aktualisierte Ausgabe, Berlin 2010, S. 126f. u. S. 388f. In der rapide anwachsenden Literatur zur Finanzkrise hat sich diese Studie des Präsidenten des ifo Instituts für Wirtschaftsforschung als Standardwerk auf der Schwelle zwischen Populär- und Fachwissenschaft herauskristallisiert.

<sup>13</sup> Zu dieser Entwicklung vgl. Ulrich Schäfer: *Der Crash des Kapitalismus. Warum die entfesselte Marktwirtschaft scheiterte und was jetzt zu tun ist*, Frankfurt a.M., New York 2009, S. 49–70.

<sup>14</sup> Siehe Abschnitt 2.1. dieser Arbeit.

<sup>15</sup> Wolfgang Münchau: *Flächenbrand. Krise im Finanzsystem*, Bonn 2008, S. 142.

auf dem Markt an andere Käufer veräußert werden kann.<sup>16</sup> Der positive Effekt besteht darin, dass damit das Risiko eines Kreditausfalls auf mehrere Schultern verteilt wird und sich auch für größere Investitionen leichter eine Finanzierung findet. »Liquidität« ist das Zauberwort hinter dieser Praxis: Zahlungsmittel werden einfacher verfügbar, wenn sie nicht auf das konkrete Verhältnis zwischen Schuldner und Gläubiger beschränkt sind, sondern potenziell global gehandelt werden können. Die Kehrseite dieser Entwicklung ist ein einsetzendes Transparenzdefizit: »Die gute alte Bank kannte ihre Pappenheimer noch sehr genau«, so Münchau: »Wer heute in den Kreditmarkt investiert, kann in der Regel nicht so genau einschätzen, was für Kredite einer CDO zugrunde liegen.«<sup>17</sup> Diese Einschätzung betrifft insbesondere jene Klasse von verbrieften Papieren zweiter, dritter und n-ter Ordnung, zu denen die hier erwähnten CDOs gehören (*Collateralized Debt Obligation*, das sind Wertpapiere, die andere verbriefte Kredite bündeln). Sie betrifft ebenso die zweite wesentliche Klasse von modernen Finanzinstrumenten: die Ausfallversicherungen (*Credit Default Swaps*, die dem rechtlichen Status nach keine Versicherungen, sondern bloße Finanztransaktionen sind<sup>18</sup>). Mit ihnen sichern sich Banken untereinander gegen jegliche Art von Zahlungsausfall ab. Das Zusammenwirken von Absicherungen (CDS) und Kreditbündelungen in Wertpapieren (CDO) setzte in der Finanzpraxis der letzten Jahre regelrechte »Verbriefungskaskaden« frei, in denen Papiere regelmäßig in sechs, in Ausnahmefällen in bis zu 40 Stufen weiter umgewandelt und abstrahiert wurden.<sup>19</sup> Was dabei zunehmend aus dem Blick geriet, war die tatsächliche Deckung dieser Papiere und mithin die Frage nach dem ursprünglichen wirtschaftlichen Zusammenhang, in dem der Kredit auf erster Stufe ausgegeben wurde: im Falle der »Subprime-Krise« also die Frage nach der Bonität der amerikanischen Immobilienkreditnehmer<sup>20</sup> und der gesamten Stabilität ihres Immobilienmarktes.

Ohne die angewandte Finanzmathematik, die den Ausfall realer Referenz durch abstrakte Modelle kompensiert,<sup>21</sup> wäre dieses Spiel höherer Verbriefungskunst nicht möglich geworden. Und auch nicht der Absturz der Werte, als das Vertrauen in ihre Deckung aussetzte. Daher die Kritik. Grob vereinfacht gesagt, setzte die Mathematik die Kredite als isolierte Ereignisse an und kalkulierte ihre Ausfallwahrscheinlichkeit nach der Gauß'schen Normalverteilung, während sie de facto als verbunden einzuschätzen gewesen wären, aus dem Gesamtzusammenhang des Immobilienmarktes heraus. Für eine solche Berechnung, die letztlich das Risiko des Zusammenbruchs

---

<sup>16</sup> Im Falle der »Subprime-Krise« waren diese Wertpapiere erster Stufe so genannte MBS (*Mortgage Backed Securities*, also hypotheckenbesicherte Wertpapiere).

<sup>17</sup> Vgl. Münchau: Flächenbrand, S. 142.

<sup>18</sup> Vgl. Münchau: Flächenbrand, S. 89f.

<sup>19</sup> Vgl. Sinn: Kasino-Kapitalismus, S. 167–175.

<sup>20</sup> Sehr anschaulich zur Arbeit der Drückerkolonnen, die in den USA Immobilienkredite an den Mann brachten: Schäfer: Der Crash des Kapitalismus, S. 151–154.

<sup>21</sup> Zur systemtheoretischen Betrachtung dieser Vorgänge vgl. Joseph Vogl: Das Gespenst des Kapitals. 4. Aufl., Zürich 2010, S. 83–114.

des gesamten Häusermarktes einkalkulieren muss, taugen die finanzmathematischen Modelle nicht (ein Grund, weshalb Banker, die sich dieser Begrenzung ihrer Modelle bewusst waren, die CDO's wie »heiße Kartoffeln« weiterreichten und entsprechend komplex verbrieften).<sup>22</sup> Die Finanzmathematik beschrieb aber nicht nur die zugrundeliegenden wirtschaftlichen Sachverhalte inadäquat, weil idealisiert. Sie generierte auch ein (illusionäres) Vertrauen in die finanzwirtschaftlichen Medien, das selbst die Risikobereitschaft im System maximal erhöhte.<sup>23</sup> Motor dieser Vertrauensbildung waren die Rating-Agenturen, die auf Basis dieser mathematischen Modelle ihre Bewertung der verbrieften Papiere abgaben. Dass diese Agenturen von jenen Institutionen bezahlt wurden, deren Finanzprodukte sie einschätzten, unterstellte sie nicht nur dem »Verdacht des opportunistischen Verhaltens«. <sup>24</sup> Es bezeugt auch die Selbstreferenz eines Finanzsystems, das sich von seinen Umweltbedingungen nahezu vollständig gelöst hatte.

Wenn nunmehr die Forderung nach einem Verbot mehrstufiger Verbriefung laut wird,<sup>25</sup> dann ist das nur ein Baustein in einem Ensemble von Regulierungsforderungen, die darauf abzielen, die Finanzwirtschaft wieder näher an die Realwirtschaft heranzuführen (Forderungen nach dem Verbot von ungedeckten Leerverkäufen, der Entmachtung von Rating-Agenturen und vor allem nach der Erhöhung der Eigenkapitalquoten, die letztlich den Haftungsumfang der Anleger festschreiben, zielen in dieselbe Richtung). Anders gesagt: Das goldene Kalb der Liquidität soll, wenn nicht geschlachtet, so doch mindestens in eine mäßige, angemessene Erträge abwerfende Milchkuh verwandelt werden. Mit diesem realistischen Aufbäumen geht eine erhöhte Aufmerksamkeit für die Arbeiten des Harvard-Ökonomen John Kenneth Galbraith einher, der als einer der prominentesten Fortführer sowohl der historischen wie der institutionenökonomischen Forschungsangebote des 19. Jahrhunderts (wie sie bei Roscher und Schmoller zu finden sind<sup>26</sup>) gelten darf. Bezüglich neuer Finanzinstrumente formulierte Galbraith in seiner *Short History of Financial Euphoria* (1990) eine »eiserne Regel«: »Die Regel besagt, dass sich Finanzgeschäfte nicht für Innovationen eignen«, d.h.: »Jede finanzielle Neuerung erfordert in der einen oder anderen Form eine Verschuldung, die mehr oder weniger angemessen durch reale Vermögenswerte abgesichert ist.«<sup>27</sup> Eine Leistungssteigerung in der Realwirtschaft hängt, so

---

<sup>22</sup> Sinn: Kasino-Kapitalismus, S. 170f.

<sup>23</sup> Vgl. Münchau: Flächenbrand, S. 151.

<sup>24</sup> Sinn: Kasino-Kapitalismus, S. 394.

<sup>25</sup> Sinn: Kasino-Kapitalismus, S. 396.

<sup>26</sup> Vgl. insbesondere die Abschnitte 2.1., 2.2.2. und 2.3.3. dieser Arbeit. Die Institutionenökonomie wird im angloamerikanischen Raum im Übrigen von Thorstein Veblens *The Theory of the Leisure Class* begründet (Thorstein Veblen: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen [engl. 1899], Frankfurt a.M. 2007). Von der deutschen Nationalökonomie gibt es eine zarte Rezeptionslinie zu John Maynard Keynes, auf den sich auch Galbraith beruft.

<sup>27</sup> John Kenneth Galbraith: Eine kurze Geschichte der Spekulation [engl. 1990], übers. von Wolfgang Rhiel, Frankfurt a.M. 2010, S. 34.

betrachtet, nicht von der Herausbildung neuer Kreditformen ab. Münchau schließt hieran an: »Es gibt tatsächlich keinen Grund, anzunehmen, warum das jährliche Wachstum von Aktienmärkten so viel größer sein sollte als die drei bis fünf Prozent nominalen Produktivitätswachstums, die die meisten Industrieländer generieren.«<sup>28</sup>

Die Krise der Modellbildung im Finanzsektor geht mit einer Aufwertung empirischer Argumente einher, die auch die Mainstream-Theorie des Faches nicht uneindrückt lässt. Mit ihrer Konzeption der »Animal Spirits« haben der Berkley-Ökonom George A. Akerlof (Nobelpreisträger 2001) und sein Kollege aus Yale Robert J. Shiller eine »empirisch gehaltvolle« Neo-Keynesianische Kritik des orthodoxen Liberalismus vorgelegt, die eine kulturalistische Ausweitung ökonomischer Basisannahmen verspricht.<sup>29</sup> Schon der titelgebende Begriff der »Animal Spirits« bedeutet eine Kritik des klassischen Rationalitätsaxioms, von dem das Modell des Homo oeconomicus getragen wird:<sup>30</sup> »Animal Spirits« meint das diffuse Feld der irrationalen Einstellungen, Antriebe oder Neigungen, die das tatsächliche wirtschaftliche Handeln von Akteuren mitbestimmen. Sie sind in fünf Einflussphären unterteilt: Der Stellenwert von Vertrauen, Fairness, die Versuchungen der Korruption, die Persistenz der Geldillusion und die Rolle von Geschichten werden als Komponenten des intuitiven wirtschaftlichen Handelns etabliert. Diese Erweiterung der Ökonomie um soziologische und literarökonomische Dimensionen steckt zweifelsohne noch in den Kinderschuhen.<sup>31</sup> Aber der Zug zur empirisch akzentuierten, kulturwissenschaftlich breit angelegten Wirtschaftstheorie ist allemal bemerkenswert. Hier erneuert sich eine Ambition, wie man sie in dieser Arbeit in der realistischen Ökonomie des 19. Jahrhunderts antreffen wird: die Ambition, wirtschaftliche Abläufe konkret und in größtmöglicher Komplexität zu beschreiben. Es ist ein realistischer Spin auf dem Niveau moderner systemischer Denkweisen.

Die besagte Aufwertung empirischer Argumente erfasst neben theoretischen auch wirtschaftspolitische Überlegungen. Galbraith hatte in seiner Analyse der Welt-

---

<sup>28</sup> Münchau: Flächenbrand, S. 196.

<sup>29</sup> George A. Akerlof/Robert J. Shiller: Animal Spirits. Wie Wirtschaft wirklich funktioniert, Frankfurt a.M., New York 2009, S. 24.

<sup>30</sup> Vgl. Gebhard Kirchgässner: Homo Oeconomicus. Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Tübingen 1991.

<sup>31</sup> Schon der Fachfremde darf etwa das Fehlen der geldpsychologischen Forschung im Themenkreis der »Geldillusion« bedauern (für den deutschen Raum etwa: Günter Schmölders: Die Psychologie des Geldes, Reinbek bei Hamburg 1966; Georg Simmel: Die Philosophie des Geldes [1900], hg. von David P. Frisby/Klaus Christian Köhnke, Gesamtausgabe, Bd. 6, Frankfurt a.M. 1989). Das Ausbleiben der neueren Institutionenökonomie (die seit den 1980er Jahren mit Douglass C. North bis hin zu den jüngeren Nobelpreisträgern Elinor Ostrom und Oliver E. Williamson gerade auch in den USA einen rapiden Aufschwung genommen hat) ist regelrecht verblüffend. Auch eine Einarbeitung der literarökonomischen Forschung zur Rolle des Geschichtenerzählens in der Wirtschaft dürfte sich zukünftig als fruchtbar erweisen.

wirtschaftskrise 1929 eine Beobachtung vorgebracht, die man in ähnlicher Form schon in der Historiographie der Volkswirtschaft von Wilhelm Roscher findet: Eine unausgewogene Einkommensverteilung befördert Krisen (nach Galbraiths Schätzung wurde 1929 ein Drittel der Einkommen von 5 Prozent der Bevölkerung erzielt).<sup>32</sup> Denn Ungleichheit schränkt die Spannweite des volkswirtschaftlichen Konsums ein. »In einer gespaltenen Gesellschaft«, folgert Ulrich Schäfer (Wirtschaftsjournalist der *Süddeutschen Zeitung*) aus dieser Beobachtung, »wächst die Gefahr, dass ein Börsencrash verheerende Folgen hat.«<sup>33</sup> Oder in den Worten Roschers: »Zur wirtschaftlichen Blüte des Volkes muß darum eine *Harmonie der großen, mittleren und kleinen Einkommen* die unentbehrliche Voraussetzung heißen.«<sup>34</sup> Auf das Problem der wachsenden Ungleichverteilung von Einkommen in den letzten drei Dekaden hat ein amerikanisches Forscherteam um Robert J. Shiller und Leonard E. Burman mit einem Vorschlag zu einem neuartigen Steuermodell reagiert: dem »Rising Tide Tax System«.<sup>35</sup> Die Grundidee ist simpel: Auf Basis der jährlich erhobenen Steuerdaten wird die Einkommensverteilung empirisch eingeschätzt; wächst die Kluft zwischen Arm und Reich, erhöht sich der Steuersatz für die oberen Einkommensklassen, während derjenige für die unteren sinkt. Schließt sich die Schere, fällt der Spitzensteuersatz und die Geringverdiener werden wieder relativ vermehrt zur Kasse gebeten. Da dieser Mechanismus in sich dynamisch und unabhängig funktioniert und also auch der tagespolitischen Willkür zu einem gewissen Grad entzogen ist, liegt die beträchtliche politische Hürde bei der Einführung und Taxierung der Sätze (nach Shillers Modell läge der Spitzensteuersatz in Zeiten hoher Ungleichverteilung bei 90 Prozent, eine Größe, die gegen die entsprechenden Lobbys kaum durchsetzbar sein dürfte).

Ob es sich hierbei schon um eine realpolitische Option oder einstweilen um ein wichtiges Desiderat handelt, sei dahin gestellt. Ablesbar ist hieran mindestens, dass wirtschaftspolitische Steuerungsvorschläge eine Renaissance feiern. Unter neoliberalen Gesichtspunkten wäre ein derartiger staatlicher Eingriff in die Einkommensstruktur nicht einmal entfernt vorstellbar. Die Ideologie des radikal befreiten Marktes ist beherrscht von einem Grundvertrauen in die Kraft der Allokation (also in die Verteilung der produzierten Güter aus der Eigendynamik des Marktes heraus). Wenn der Kuchen nur insgesamt wächst, dann komme gemäß dem »Trickle-Down«-Effekt

<sup>32</sup> John Kenneth Galbraith: *The Great Crash 1929*, Cambridge 1955, S. 182f.

<sup>33</sup> Schäfer: *Der Crash des Kapitalismus*, S. 219.

<sup>34</sup> Wilhelm Roscher: *Grundlagen der Nationalökonomie. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende* [1854], (System der Volkswirtschaftslehre, Bd. 1), 20. Aufl., Stuttgart 1892, § 205, S. 570. Mehr dazu in Abschnitt 2.3.3.1. dieser Arbeit.

<sup>35</sup> Ein Manuskript ihres Papiers ist im Internet verfügbar, aber nicht zur Zitation freigegeben, siehe: Leonard E. Burman/Robert J. Shiller/Gregory Leiserson/Jeffrey Rohaly: *The Rising Tide Tax System. Indexing the Tax System for Changes in Inequality* [zitiert nach <http://newfinancialorder.com/burman-nyu-030807.pdf>, abgerufen am 22.07.2010]. Die Überlegung hat Eingang gefunden in den Vorschlagskatalog von: Schäfer: *Der Crash des Kapitalismus*, S. 285–287.

über kurz oder lang noch immer ein Stück auch bei den schlechter gestellten Bevölkerungsschichten an, so die lange gültige *Maxime*. Aber »langfristig sind wir alle tot«, witzelte schon John Maynard Keynes über die Vorstellung, dass sich auf den Märkten das Gleichgewicht auch ohne aktive Wirtschaftspolitik dauerhaft, wie von »unsichtbarer Hand« bewirkt, wiederherstellt.<sup>36</sup> Die Namensgebung des »Rising Tide Tax System« spielt vor diesem Hintergrund ironisch auf ein liberalistisches Bonmot von John F. Kennedy an: »A rising tide lifts all the boats«. <sup>37</sup> Schön wäre es. Aber die ewig wiederkehrende Flut der Wachstumswirtschaft spült eben doch nicht alle Boote nach oben, und schon gar nicht alle in gleichem Maße. Überhaupt nicht zu reden von jenen Booten, die die »Sturmflut« einer geplatzten Finanzblase zerschlagen zurücklässt (man wird diese einschlägige Metaphorik bei Friedrich Spielhagen wiedertreffen<sup>38</sup>).

»Es gibt keine Selbstregulierung der Märkte, nur eine Selbststeuerung innerhalb des staatlich gesetzten Regulierungsrahmens«, betont Hans-Werner Sinn die aktuelle wirtschaftspolitische Aufgabe, einen »starken Ordnungsrahmen« für den Finanzmarkt herzustellen.<sup>39</sup> Die Verstärkung des Haftungsprinzips verbunden mit einer strafferen Eigenkapitalregulierung und die oben angesprochene Zurückdrängung der mehrstufigen Finanzmarktpapiere gehören in seinen Forderungskatalog. Der ordnungspolitische Akzent, der sich hier Gehör verschafft, steht *expressis verbis* in der ordoliberalen Tradition eines Walter Eucken. Es ist eine Tradition, die dem *Laissez-faire* des klassischen Liberalismus stets ein starkes institutionentheoretisches Gewicht entgegenbrachte. Als Vorläufer dieser Richtung darf man die realistische Ökonomie eines Wilhelm Roscher oder Gustav Schmoller ansehen. Sinn selbst steht als ehemaliger Vorsitzender des *Vereins für Socialpolitik* (1997–2000) institutionell in einer Linie mit Schmoller, der 1873 zu den Gründungsvätern dieses wirtschaftspolitisch einflussreichen Expertengremiums gehörte und der dem Verein zwischen 1890 und 1917 selbst vorsah. Es wird in der hier vorliegenden Arbeit gleichwohl auch davon die Rede sein müssen, inwiefern sich diese Ökonomie mit modernen Ansätzen inkompatibel zeigt und inwiefern mithin die institutionenökonomischen Impulse Schmollers paradigmatisch verschieden sind von den systemischen Vorschlägen, die die heutigen Diskussionen prägen.<sup>40</sup>

Einen Schritt von den ökonomischen Diskussionen zurückgetreten, stellt sich gleichwohl die Frage, ob in dieser Inkompatibilität nicht auch ein produktives Moment liegen kann. Diese Frage betrifft die gesellschaftspolitischen Herausforderungen, die jenseits der vergleichsweise konkreten Optimierungsfragen, die aktuell die Finanzmarktdebatte beherrschen, anfallen. In seinem viel diskutierten Essay *Post-*

---

<sup>36</sup> Zitiert nach Schäfer: *Der Crash des Kapitalismus*, S. 35.

<sup>37</sup> John F. Kennedy: *Remarks in Herber Springs, Arkansas, at the Dedication of Greers Ferry Dam*, October 3, 1963 [zitiert nach <http://www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=9455>, abgerufen am 22. Juli 2010].

<sup>38</sup> Vgl. Abschnitt 3.2.4.3. dieser Arbeit.

<sup>39</sup> Sinn: *Kasino-Kapitalismus*, S. 367.

<sup>40</sup> Siehe insbesondere Abschnitt 2.3.3.2. dieser Arbeit.

*demokratie* hat Colin Crouch diese gesellschaftspolitische Problemstellung umrissen. Der neoliberale Trend seit Anfang der 1970er Jahre hat eben nicht nur zu einem Abbau von Regulierungsschranken im Finanzsektor geführt; er hat auch die politische Sphäre grundlegend umstrukturiert. Unter dem Einfluss quasi-aristokratischer Wirtschaftseliten (Lobbys) hat die öffentliche Sphäre einen Prozess sukzessiver Kommerzialisierung durchlaufen. Im *downsizing* und *outsourcing* kommunaler Aufgaben ordnet sich der Staat nach Maßgaben privatwirtschaftlicher Markteffizienz neu. Jedoch, so Crouch: »Es ist nicht sinnvoll, den Markt zu einem absoluten Prinzip oder kategorischen Imperativ zu erheben, da er lediglich ein Mittel darstellt, gewisse Ziele zu erreichen, keinen Zweck an sich.«<sup>41</sup> Gerade im Bereich wohlfahrtsstaatlicher Leistungen (wie etwa der Herstellung von »Gerechtigkeit«, Gesundheitskontrollen oder des Zugangs zum »öffentlichen Raum«) beschädige die Verpflichtung auf eine quantifizierende, marktformige Logik das angestrebte Gut.<sup>42</sup> In diesen Sektoren, so legt Crouch nahe, braucht es daher qualitative Aussagen über Zwecke (also »Was wollen wir«, und nicht »Was ist effektiv machbar«), mithin ein »absolutes Qualitätsurteil«.<sup>43</sup> Mit dieser Differenzierung, die letztlich auf eine Erneuerung der Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Markt, zwischen öffentlichen und privaten Gütern, hinausläuft, landet Crouch nun auch explizit im Diskursfeld des 19. Jahrhunderts:

Wir müssen der Idee des öffentlichen Dienstes als eines Feldes mit eigenem Ethos und spezifischen Aufgaben zu erneutem Ansehen verhelfen. Es ist lehrreich, sich daran zu erinnern, daß die Eliten des Viktorianischen Großbritanniens – größtenteils archetypische Kapitalisten – ein tiefgehendes Verständnis für den Unterschied zwischen dem Dienst an der Öffentlichkeit und privatem Gewinnstreben entwickelten und etablierten, ohne dabei die eigentlichen Funktionen des Kapitalismus in irgendeiner Weise abzulehnen.<sup>44</sup>

Inwieweit diese historische Konstellation nicht nur im viktorianischen England, sondern auch in der ordnungspolitisch ausgerichteten deutschen Nationalökonomie im 19. Jahrhundert mit ihrem Pathos des Beamtenstandes eine Rolle spielt, wird in dieser Arbeit zu verfolgen sein.<sup>45</sup>

Was Crouch mit der historischen Einlassung anregt, ist eine neuerliche Ausweitung des Spielraums für inhaltliche politische Teilhabe. In der Postdemokratie dominiere ein eng gefasster Demokratiebegriff, der Partizipation im Wesentlichen auf den Akt der freien, geheimen und gleichen Wahl reduziert, wobei die Wahlkampfthemen von oben (*top down*) gesetzt werden (was die Wahlen in der Konsequenz zum reaktiven Vorgang macht). Die ausschlaggebende politische Praxis wird von Expertenkommissionen und Lobbyisten besorgt, auf Grundlage des stillschweigenden Ein-

---

<sup>41</sup> Colin Crouch: Postdemokratie [ital. 2003], übers. von Nikolaus Gram, Frankfurt a.M. 2008, S. 108.

<sup>42</sup> Vgl. Crouch: Postdemokratie, S. 110–114.

<sup>43</sup> Vgl. Crouch: Postdemokratie, S. 109.

<sup>44</sup> Crouch: Postdemokratie, S. 139.

<sup>45</sup> Insbesondere in Abschnitt 5.1. dieser Arbeit.

verständnis, dass Marktteilnehmer letztlich über das Optimum an Information verfügen und also den politischen Entscheidungsträgern in Sachfragen überlegen sind.<sup>46</sup> Genau diese Prämisse wird im wirtschaftspolitischen Diskurs des Realismus mit Nachdruck angezweifelt. Im Horizont des Entsagungsdenkens<sup>47</sup> entfaltet sich hier eine wohlfahrtsstaatliche Wirtschaftsvorstellung, die eine Balance sucht zwischen dem freien Spiel egoistischer Marktakteure und dem Ordnungsrahmen, den neutrale, externe Beobachtungsinstanzen garantieren. Crouchs Essay zeigt, dass dieses Argument nicht auf ein obrigkeitstaatliches Reglementdenken verpflichtet ist. Die Unterbrechung des Dogmas der überlegenen Marktinformation, die Crouch anstrebt, zielt auf die Revitalisierung der demokratischen Herrschaftsausübung von unten, durch die Formierung neuer kollektiver Interessen (ein Prozess, in dem Rentabilität zunächst noch gar keine Rolle spielt).

Allein der Begriff »Postdemokratie« impliziert, dass im Hintergrund dieser Ausführungen ein Zyklenmodell des Aufstiegs und Niedergangs demokratischer Herrschaftsformen lagert. »Angesichts der Schwierigkeiten, die politische Realität dauerhaft dem oben skizzierten Ideal [der kollektiven Teilhabe von unten] anzunähern, müssen wir uns damit abfinden, daß die wahrhaft demokratischen Phasen begrenzt sind«, konzidiert Crouch.<sup>48</sup> Diese vergleichsweise nüchterne Haltung liest sich als Absage an eine Euphorie, die noch um 1990 herum den globalen Siegeszug des westlichen Wirtschafts- und Politikmodells begleitete. »[L]iberal democracy remains the only coherent political aspiration that spans different regions and cultures around the globe«, verkündete seinerzeit Francis Fukuyama mit neohegelianischem Zungenschlag und fügte an: «In addition, liberal principles in economics – the »free market« – have spread, and have succeeded in producing unprecedented levels of material prosperity«. <sup>49</sup> Eine freie Kultur der Anerkennung unter Gleichen und die liberale Wachstumsökonomie hatten den Lauf der Geschichte ans Ende gebracht – das waren die »good news« damals.<sup>50</sup> Es waren auch die »good news« im Hintergrund des finanzkapitalistischen Optimismus, der nach mehreren Vorbeben (Asienkrise 1997/1998, Crash der New Economy 2000) 2008 seinen jähen Einbruch erlebte.<sup>51</sup>

Gegenüber diesem teleologischen Modell des Aufstiegs zum liberalen Idealzustand stellen Crouchs Ansichten einer transitorischen Demokratie das realistischere Geschichtsbild dar. »Realistischer« unter dem Gesichtspunkt der Charakteristik, die in dieser Arbeit vorgestellt wird. Phasen des ordnungspolitischen Optimums, der

---

<sup>46</sup> Vgl. Crouch: Postdemokratie, S. 126.

<sup>47</sup> Vgl. insbesondere Abschnitt 1.2.2. und Kapitel 5. dieser Arbeit.

<sup>48</sup> Crouch: Postdemokratie, S. 20.

<sup>49</sup> Francis Fukuyama: The End of History and the Last Man [1992], New York et al. 2006, S. xiii.

<sup>50</sup> Fukuyama: The End of History, S. xiii.

<sup>51</sup> Der Verweis auf Fukuyamas Werk als geistesgeschichtliches Korrelat jener Kultur des entfesselten Finanzkapitalismus erfolgt neuerdings häufiger. Vgl. hier lediglich Schäfer: Der Crash des Kapitalismus, S. 96f.

weitreichenden Güterverteilung, der sozialen Befriedung gelten im zyklischen Geschichtsbegriff der Realisten um Roscher und Schmoller stets als vergänglich. Der historische Prozess ist selbst bestimmt durch einen Widerstreit partikularer Interessen und institutioneller Eindämmung des Kräftespiels, letztlich als Ringen zwischen Markt und Ordnungspolitik. Aus diesem Widerstreit heraus bildet der Realismus seinen Wirklichkeitsbegriff.

In Kapitel 1 dieser Arbeit wird vorbereitend umrissen, wie ökonomische Denkmuster in die poetologischen Beschreibungen von Literatur nach 1850 Einzug halten und in welcher Perspektive auch die notorisch diskursarme Prosaliteratur des Realismus Anschlussstellen für ökonomische Fragestellungen der Zeit aufweist. Kapitel 2 stellt in Grundzügen die Textverfahren realistischer Prosa in der Wirtschaftswissenschaft und in der Belletristik zwischen 1850 und 1900 vor. Hier wird die Grundcharakteristik der realistischen Diskursivität vorgenommen, die den Hintergrund für die anschließenden Fallstudien darstellt. Kapitel 3 widmet sich verschiedenen einschlägigen Prosatexten des literarischen Realismus und beschreibt die poetische Konzeption der Realwirtschaft und das dominante finanzskeptische Ressentiment. In Kapitel 4 wird das realistische, antisystemische Textverfahren in zwei Richtungen abgegrenzt: gegen die neoklassische Grenznutzentheorie Carl Mengers und gegen die sozialistische Wirtschaftswissenschaft von Karl Marx und Friedrich Engels. Auch hier stehen jeweils die Poetiken zur Betrachtung, sind Verweise auf literarische Beispiele, die sich diesen systemischen Denkstilen verpflichten, eingeflochten. Kapitel 5 entwickelt abschließend im Zeichen der Beamtenfigur das bereits angedeutete ordnungspolitische Schema und stellt damit eine grundlegende inhaltliche Dimension der Verarbeitung wirtschaftlicher Probleme in ökonomischen und literarischen Texten des Realismus vor.

## 1. Einleitung

### 1.1. Die Entdeckung der Ökonomie in Literaturkritik und Poetik des Realismus

Maschinen anfertigen, Baumwollfelder bestellen oder Aktien handeln – das ist etwas anderes als Literatur verfassen; allein dem materiellen Output nach. Unterschiedliche Tätigkeiten bringen unterschiedliche Dinge hervor, und in diesem Sinne stehen kulturelle Praktiken immer in Distanz zueinander. Diese Distanz ist gleichwohl eine relative. Insofern Kulturen (oder zumindest moderne Kulturen) sich, wie Dirk Baecker sagt, über die Praxis des Vergleichens generieren<sup>1</sup>, können einzelne Tätigkeiten schnell in Zusammenhang gebracht werden, je nachdem, ob man sie eben miteinander vergleicht. Die Praxis des Vergleichens ist eine symbolische, realisiert etwa durch sprachlichen oder monetären Zeichengebrauch (in dieser Arbeit interessieren allein diese beiden). Vermittels symbolischer Kommunikation lassen sich unterschiedlichste materielle Vorgänge in Beziehung setzen. So entsteht Kultur, wie Stephen Greenblatt sagt, im ›Austausch‹: »Eine Kultur ist ein bestimmtes Netzwerk von Verhandlungen [negotiations] über den Austausch von materiellen Gütern, Vorstellungen und – durch Institutionen wie Sklaverei, Adoption oder Heirat – Menschen.«<sup>2</sup> Diese Vorstellung von der Kultur als ›Marktplatz‹, auf dem auch, ja vielleicht sogar bevorzugt, die Kunst den »allgemeinen Symbolhaushalt, bestehend aus den Myriaden von Zeichen, die Verlangen, Furcht und Agression der Menschen erregen«, umschichtet<sup>3</sup>, ist für den von Greenblatts Arbeiten inspirierten New Historicism prägend geworden.

Natürlich ist diese Vorstellung selbst ein Produkt neuerer Kulturentwicklung. ›Austausch‹ wird erst dort zu einem relevanten Konzept, wo eine Spezialisierung und Ausdifferenzierung der sozialen Praktiken stattgefunden hat. Es ist die Kultursemiotik der explodierenden Marktgesellschaft, die der New Historicism verkörpert. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, dass sein Reden über Verhandlungen und

---

<sup>1</sup> Dirk Baecker: *Wozu Kultur?*, 3. Aufl., Berlin 2003, S. 46.

<sup>2</sup> Stephen Greenblatt: *Kultur*. In: Moritz Baßler (Hg.), *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt a.M. 1996, S. 48–59, hier: S. 55.

<sup>3</sup> Greenblatt: *Kultur*, S. 55. Dort heißt es weiter über den Status der Kunst: »Durch ihr Vermögen, einprägsame Geschichten zu konstruieren, ihre Beherrschung effektvoller Bildlichkeit und vor allem ihr Gespür für die größte kollektive Schöpfung jeglicher Kultur: die Sprache, sind literarische Künstler dazu befähigt, diesen Haushalt zu manipulieren.«

marktförmige Tauschprozesse durchaus eine ungerade Rezeption ökonomischen Wissens bedeutet.<sup>4</sup> Schließlich wechselt in der monetären Transaktion, anders als in der sprachlichen Kommunikation, das Tauschmittel (das Geld) tatsächlich die Hand. Zahlung bedeutet Verlust des Zahlungsmittels (während Wissen einem Mitteilenden weiter verfügbar bleibt). Man muss sich im Sinne dieser Kritik davor hüten, in das Fahrwasser des ›ökonomischen Imperialismus‹<sup>5</sup> zu geraten und also wirtschaftliche Begrifflichkeit unumwunden auf alle sozialen Bereiche und eben auch auf die Literatur anzuwenden.

Tatsächlich verfährt die kulturpoetische Analyse des New Historicism weitaus subtiler, als es der Einwand nahelegt, und ihre Stärke besteht dabei gerade in der unscharfen Aneignung des Verkehrsbegriffs ›Austausch‹. Nichts liegt dieser Schule literarhistorischer Forschung ferner als eine Analyse kulturellen Transfers im sorgsam definierten Begriffsraster der Wirtschaftstheorie. Das Konzept des ›Austauschs‹ ist vielmehr Ergebnis einer vitalen metaphorischen Bewegung von der Art, wie sie der New Historicism im historischen Objektbereich untersucht. Es geht ihm um die Frage, wie Wörter in verschiedenen Wissensbereichen funktionieren, mit welchen Begriffen sie sich in einem anderen Diskursfeld zusammenschließen, um Redegegenstände unterschiedlich zu fokussieren. Die Ausdrucksweise, dass Wörter ›wandern‹ oder eben ›ausgetauscht‹ werden, ist dabei als gezielt offener Tropus für gleichsam gezielt offene Forschungsfragen anzusehen (wie alle guten Metaphern löst sie eine semantische Suchbewegung aus). Die Vergleichsperspektive, die hier grundsätzlich aufgemacht ist, schlägt sich in der Praxis des New Historicism nieder.<sup>6</sup> Es geht, anders als vom Begriff ›Austausch‹ nahegelegt, weniger um konkrete Rezeptionslinien und personal vermittelte Tauschvorgänge (was nicht heißt, dass nicht auch manchmal diese untersucht werden). Wichtiger ist ihm die Analyse von Wörtern und Konzepten in den jeweiligen Kontexten ihres Gebrauchs, inner- wie außerliterarisch.

Wo aber setzt der diskursive Vergleich an? Die Aufspaltung des kulturellen Wissens in etwas, das man als selbstständige ökonomische und literarische Diskurse zu unterscheiden vermag, ist ein langer Prozess. Joseph Vogl hat die wesentlichen Schritte zur Autonomisierung der ökonomischen Theoriebildung gegenüber dem breiteren

---

<sup>4</sup> Amy Koritz/Douglas Koritz: *Symbolic Economics. Adventures in the metaphorical marketplace*. In: Martha Woodmansse/Mark Osteen (Hg.), *The New Economic Criticism. Studies at the Intersection of Literature and Economics*, London, New York 1999, S. 408–419.

<sup>5</sup> Dieses Stichwort verbindet sich wesentlich mit den Arbeiten des Chicagoer Ökonomen Gary Becker, der für sein Bemühen, die mikroökonomische Analyse auf weite Bereiche menschlichen Sozialverhaltens auszudehnen, 1992 mit dem Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften ausgezeichnet wurde.

<sup>6</sup> Die Grundlagen dieser kulturpoetischen Methodik sind zuerst einschlägig beschrieben worden von Alan Liu: *Die Macht des Formalismus. Der New Historicism*, übers. von Stephan Dietrich. In: Moritz Baßler (Hg.), *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*, Frankfurt a.M. 1996, S. 94–163. Mehr zu den Perspektiven dieser Arbeit folgt im Forschungsüberblick in Abschnitt 1.3.

kameralistischen Policy-Wissen einschlägig auf die Zeit um 1800 datiert.<sup>7</sup> Kurt Heinzelman legt mehr Gewicht auf die Entwicklung ab 1871, in der sich die subjektive Werttheorie durchzusetzen beginnen.<sup>8</sup> An beiden Schnittstellen finden sich wichtige Entwicklungsmomente einer tendenziell systemischen, modellorientierten Ökonomie: um 1800 die Etablierung der arbeitswerttheoretischen Klassik mit Adam Smith, um 1871 die Entstehung der nachfrageorientierten Neoklassik mit Carl Menger, Léon Walras und Stanley Jevons. Wie sich zeigen wird, arbeitet sich die deutschsprachige Nationalökonomie, die sich ab 1805 begrifflich und institutionell formiert<sup>9</sup>, an dieser systemischen Ökonomie ab. In der hier zur Untersuchung stehenden Phase zwischen 1850 und 1900 ist sie universitär im Fächerkanon der Staatswissenschaften verankert.

Spuren einer literarischen Auseinandersetzung mit diesem sukzessive autonom werdenden Wirtschaftswissen finden sich zuallererst im Feld der Poetologie und Literaturkritik des Poetischen Realismus (und also im konzeptionellen Umfeld des literarischen Schaffens). Literarische Werke werden als »zur gemeinen Industrie herabgesunken«<sup>10</sup> charakterisiert; man spricht von »lackierten Waren, die der Dilettantismus auf den Markt bringt«<sup>11</sup>. Wer literaturwissenschaftliche Kategorien klärt, behauptet »das Gepräge der Münze zu erneuern«<sup>12</sup>. Gern ist die Rede vom »Capital«<sup>13</sup> des Poeten. Und Rudolf Gottschall schreibt über die Spannungsgestaltung im Roman: »Je größer der Kredit ist, den der Romandichter für seine poetischen Schul-

---

<sup>7</sup> Woodmansee/Osteen datieren ebenso. Vgl. Mark Osteen/Martha Woodmansee: Taking Account of the New Economic Criticism. An historical introduction. In: Martha Woodmansee/Mark Osteen (Hg.), *The New Economic Criticism. Studies at the Intersection of Literature and Economics*, London, New York 1999, S. 3–50, hier: S. 5.

<sup>8</sup> Vgl. Heinzelman: *The Economics of the Imagination*, S. 85–88.

<sup>9</sup> Der Begriff »National-Ökonomie« taucht 1805 als Titelbegriff in den Werken bei Ludwig Heinrich von Jakob und Friedrich Julius Heinrich Graf von Soden auf. Vgl. Birger P. Priddat: Nur der halbe Smith. Modernisierungsschwierigkeiten der deutschen Nationalökonomie im 19. Jahrhundert. In: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, (1992) H. 2, S. 147–167.

<sup>10</sup> Julian Schmidt: *Idee und Wirklichkeit* [1858]. In: *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, hg. von Gerhard Plumpe, Stuttgart 1997, S. 121–124, hier: S. 124.

<sup>11</sup> Rudolf Gottschall: *Gegen Julian Schmidt* [Auszüge aus der Vorrede zu »Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts« 1861]. In: *Theorie des bürgerlichen Realismus. Eine Textsammlung*, hg. von Gerhard Plumpe, Stuttgart 1997, S. 127–130, hier: S. 129.

<sup>12</sup> Wilhelm Scherer: *Bürgerthum und Realismus* [1870]. In: Wilhelm Scherer, *Kleine Schriften*, Bd. 2 (Kleine Schriften zur neueren Litteratur, Kunst und Zeitgeschichte. Essays zur Litteratur, Kunst und Politik), hg. von Erich Schmidt, Berlin 1893, S. 183–187, hier: S. 183.

<sup>13</sup> So schreibt Friedrich Spielhagen über literarische Reiseerfahrungen: »Bei alledem kommt es, wohlgemerkt, auf das materielle Abenteuer viel weniger an, sondern auf das glänzende Kapital für Geist und Gemüt, das der Autor aus diesem unscheinbaren Material zu gewinnen versteht.« Friedrich Spielhagen: *Die epische Poesie unter dem wechselnden Zeichen des Verkehrs*. In: Friedrich Spielhagen, *Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik*, Leipzig 1898, S. 17–51; zum »Kapital des Poeten« vgl. auch, im Vorgriff auf die Ausführungen im nächsten Kapitel, Robert Prutz: *Vorlesungen über die*

den in Anspruch nehmen darf, desto größer ist seine Kunst. Jede Erfindung des Romans ist ein Wechsel, der erst am Schluß fällig ist.«<sup>14</sup>

In allen diesen Fällen handelt es sich um eine vergleichsweise einfache Übertragung. Die metaphorische Konstruktion einer Trivialliteratur als »gemeine Industrie« z.B. appliziert kaum mehr, als einem durchschnittlichen Alltagsverständnis zugänglich ist: Sie stützt sich ebenso auf die denotativen Komponenten des verbreiteten Begriffs »Industrie« (Massenproduktion qua standardisierter Arbeitsabläufe) wie auf die konnotativen (Zerstörung originären »guten Handwerks«, Entfremdung der Arbeitstätigkeit). Komplizierter verhält es sich dagegen, wenn der Literaturwissenschaftler Erich Schmidt in seiner Wiener Antrittsvorlesung von 1880 formuliert: »Der Begriff der Nationalliteratur duldet gleichwohl keinen engherzigen Schutzzoll; im geistigen Leben sind wir freihändlerisch.«<sup>15</sup> Eine Paraphrase könnte hier lauten: »Wir wollen eine Germanistik, die auch internationale Einflüsse zur Kenntnis nimmt«. Wie immer man diese Aussage übersetzt, man muss dafür schon einlässlicher auf den Ursprungsdiskurs der metaphorischen Begriffe rekurren, eben auf die zeitgenössische ökonomische Debatte um Schutzzölle (Protektionismus) und Freihandel (Liberalismus). Erst hier stecken dann signifikante Momente diskursiven »Austauschs«, wird die Ökonomie als Referenzrahmen der literarischen Äußerung überhaupt kenntlich.

#### 1.1.1. Mehr als eine Metapher – Literatur als Luxus bei Robert Prutz

Die Ausgangssituation eines solchen Austauschs zwischen ökonomischem und literarisch-realistischem Diskurs hatte der Literat und Literaturhistoriker Robert Prutz bereits 1859 in seinem Abriss der jüngeren Literaturgeschichte markiert.<sup>16</sup> Prutz, der in seinem Schaffen eine Brücke zwischen Vormärz- und realistischer Nachmärzliteratur schlägt, spricht darin gezielt die defensive Positionierung der nachrevolutionären Kunst an. Die demokratischen Hoffnungen der Epoche vor 1848 hätten sich zerschlagen, die künstlerische Mitgestaltung der Politik sei ausgeblieben und die Literatur zum »Prügeljungen« geworden, »für alles, was die Nation verschuldet« hat.<sup>17</sup> Nunmehr regiere in Kunst und Kunstkritik ein antiidealistisches Selbstverständnis, das

---

deutsche Literatur der Gegenwart [1847]. In: Robert Prutz, *Zur Theorie und Geschichte der Literatur*, hg. von Ingrid Pepperle, Berlin 1981, S. 239–362, hier: S. 353.

<sup>14</sup> Rudolf Gottschall: *Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkte der Neuzeit* [1858], 2 Bde., 6. Aufl., Breslau 1893, hier: Bd. 2, S. 196.

<sup>15</sup> Erich Schmidt: *Wege und Ziele der Literaturgeschichte. Eine Antrittsvorlesung*. In: Erich Schmidt, *Charakteristiken*, Bd. 1, Berlin 1886, S. 480–498, hier: S. 493.

<sup>16</sup> Den Zusammenhang zwischen Prutz' Kunstmarktreflexion und der realidealistischen Programmatik des Nachmärz hat bereits Silvia Serena Tschopp aufgezeigt: Silvia Serena Tschopp: *Kunst und Volk. Robert Eduard Prutz' und Gottfried Kellers Konzept einer zugleich ästhetischen und populären Kunst*. In: *JbDRG*, 2001, S. 130–146.

<sup>17</sup> Robert Prutz: *Die Literaturgeschichte und ihre Stellung zur Gegenwart* [1859, Auszug aus »Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848–1858«]. In: Robert Prutz, *Schriften zur Literatur und Politik*, hg. von Bernd Hüppauf, Tübingen 1973, S. 47–64, hier: S. 55.

Prutz gezielt karikiert. Mit der geborgten Stimme realistischer Programmatiker (vom Schlage der *Grenzboten*-Autoren wie Julian Schmidt) spricht er:

Auch haben wir jetzt in der Tat anderes und dringenderes zu tun als Bücher zu lesen und Verse mitanzuhören. Wir müssen Geschichte studieren und Nationalökonomie, um uns für die praktischen Fragen vorzubereiten, die das Schicksal über lang oder kurz noch einmal an uns stellen wird. Wir müssen Aktienvereine gründen und Fabriken anlegen und Dampfmaschinen bauen, um unsere Industrie auf die Beine zu bringen und dem nationalen Wohlstand aufzuhelfen: denn nur reiche Völker – wobei man nach England schielt – verstehen frei zu sein, und bevor wir nicht, gleich England, über eine wohlhabende Gentry zu gebieten haben, die im Parlament sitzen kann auch ohne Diäten, eher werden alle Konstitutionen und alle Parlamente der Welt nichts nützen.<sup>18</sup>

Wo die Kunst mit ihren hehren Bildungsansprüchen realpolitisch gescheitert ist, schlage die Kunstkritik ins Gegenteil um. Das Pathos der industriellen Vervollkommnung regiere und lasse keinen Raum für Literatenträume. Die »Stimmführer der neuen – wie sie sich selbst nannte – realistischen Richtung«<sup>19</sup>, die Prutz hier als namenlose Attrappen auftreten lässt, begegneten dem in der Vormärzperiode »volksfremd« gewordenen, abgehobenen Literatentum mit Verabschiedungsgesten: »Also noch einmal: hinweg mit der Literatur! Hinweg mit den Poeten, den volksverderberischen!«<sup>20</sup> Von nun an obliege es dem Regime der Wirtschaft, den nationalen Wohlstand zu befördern.<sup>21</sup> Mehrung von Reichtum trete an die Stelle politischer Bildung.

Prutz, der selbst das »Volksferne« und Unpopuläre der deutschen Literatur in seinen Texten immer wieder kritisiert, bricht die ironischen Spitzen dieser Diagnose des literaturkritischen Status quo nach 1848 alsbald ab, ohne allerdings eine andere Position entgegensetzen zu können. Tatsächlich ist die Gegenwartsliteratur um die Jahrhundertmitte unter Legitimationsdruck geraten. Nicht ihre Existenz, wohl aber ihre Relevanz für die Belange des »tätigen Lebens« steht infrage. Wenn ökonomische und politische Umstrukturierungen letztlich ohne die Steuerungsbemühungen der Literatur ablaufen – wie die Ereignisse um 1848 in Prutz' Sicht lehrten<sup>22</sup> –, dann muss

---

<sup>18</sup> Prutz: Die Literaturgeschichte und ihre Stellung zur Gegenwart, S. 57.

<sup>19</sup> Prutz: Die Literaturgeschichte und ihre Stellung zur Gegenwart, S. 58.

<sup>20</sup> Prutz: Die Literaturgeschichte und ihre Stellung zur Gegenwart, S. 57.

<sup>21</sup> Vgl. zu den Hintergründen und überhaupt als guten neueren Überblick über die wirtschaftliche Ausrichtung des Nationalliberalismus nach 1848 (mit Bezug auf die hier behandelte deutsche Nationalökonomie) Karolina Brock: Kunst der Ökonomie. Die Beobachtung der Wirtschaft in G. Kellers Roman »Der grüne Heinrich«, Frankfurt a.M. et al. 2008, S. 25–47.

<sup>22</sup> Hier liegt ein Krisennarrativ zugrunde, das aus der ideologiekritischen Literaturwissenschaft bekannt ist: Das nationalliberale und nationalpädagogische Engagement der Literatur und ihrer Geschichtsschreibung vor 1848 schlagen nach dem Scheitern der bürgerlichen Revolution in eine resignative Stimmung um, die sich in jenem »hinweg mit der Literatur überhaupt« ausdrückt. Vgl. mit Bezug auf Prutz Bernd Hüppauf: Einleitung. Über die Anfänge der deutschen Literaturgeschichtsschreibung. In: Bernd Hüppauf (Hg.), Literaturgeschichte zwischen Revolution und Reaktion. Aus den Anfängen der Germanistik 1830–1870, Frankfurt a.M. 1972, S. 1–55.

sich die Literatur programmatisch neu positionieren. Anstatt nationalpädagogische Avantgarde zu sein, heißt es jetzt, Anschluss zu finden an jene Bereiche, von denen die wirtschaftlichen und kulturellen Reformen eigentlich ausgehen. So mündet Prutz' kritische Bestandsaufnahme in eine zurückhaltend ironische Empfehlung an die Programmierer des Realismus: Der literarisch Interessierte

studiere denn also Geschichte und Nationalökonomie und Statistik, er sei ein regelmäßiger Zuhörer auf den Tribünen unserer Kammern und stähle seine Geduld, indem er das hundertmal Vernommene zum hundert und erstenmale wieder hört; er sehe auch dem Bauern zu, wie er seinen Dünger fährt, und dem Schuster, wie er Pechdraht zieht; ja er lade, wenn dies so zu seinem ästhetischen Katechismus gehört, auch unsere angehenden Dichter ein, ihm dabei Gesellschaft zu leisten und sich ebenfalls in den Realismus der Düngerbereitung zu vertiefen. – //Aber nur das Dichten selbst verbiete er nicht!<sup>23</sup>

>Aber nur das Dichten selbst verbiete er nicht<: Das ist bei aller Ironie eine defensive Positionierung der Literatur, die davon zeugt, dass in der Epoche des Realismus die Kunst gegenüber Ökonomie nachrangig wird.<sup>24</sup> Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus lässt sich festlegen, welche kulturellen Praktiken unter welchen Bedingungen – eben als Teilhabe am ökonomischen Gefüge – relevant sind. Diese nachrangige Stellung der Literatur ergibt sich hier auf zweifache Weise: Zum einen liegt, wie die Passage bei Prutz deutlich macht, ein relativ direkter Mimesis-Anspruch zugrunde: Der Bauer fährt immer schon seinen Dung, ehe der Dichter hinzutritt; etwas muss zuvor passiert sein, damit die Literatur ihre Gegenstände >findet<.<sup>25</sup> Zum anderen bekommt es die Literatur in ihrer Hinwendung zum >tätigen Leben< mit konkurrierenden Diskursen zu tun: Man kann eben auch >Nationalökonomie und Statistik studieren<. Und diese Diskurse produzieren eine eigene Logik, die ihrerseits die Selbstbeschreibung von Kunst verändert.

Ersichtlich wird das schon in Prutz' eigenem Werk. In seinem Aufsatz *Über die Unterhaltungsliteratur* (1845) diskutiert er den Nutzen belletristischer Werke:

Die Nutzbarkeit ist ein recht schönes Ding; nur sie darf nicht der einzige Gott des Lebens werden wollen, man darf den Luxus der Dichtung, die Gaukelbilder der Kunst nicht ganz verbannen, auch nicht aus dem ärmsten Dasein und nicht in ihrer ärmsten Gestalt: wie ja auch die Erde nicht überall Kartoffeln trägt und wie auch der magerste Acker noch sein Blümchen hat, und wär' es ein weißblühendes Unkraut.<sup>26</sup>

---

<sup>23</sup> Prutz: Die Literaturgeschichte und ihre Stellung zur Gegenwart, S. 62.

<sup>24</sup> Vgl. zu den Anschlussbemühungen der Literatur ebenso wie zur Konzeptualisierung der Kunst durch die Ökonomie Brock: Kunst der Ökonomie, S. 57–81.

<sup>25</sup> Entsprechend ist denn auch der Literat im Realismus als >Finder< konzipiert, nicht als >Erfinder<, wie es prominent ausgeführt ist bei Friedrich Spielhagen: Finder oder Erfinder? [1871] In: Friedrich Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik des Romans [1883], Faksimiledruck nach der 1. Aufl., Göttingen 1967, S. 1–34.

<sup>26</sup> Robert Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen [1845]. In: Robert Prutz, Schriften zur Literatur und Politik, hg. von Bernd Hüppauf, Tübingen 1973, S. 10–33, hier: S. 32.

Unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit erscheint die Literatur als ›Luxus‹, und das zieht sofort defensive Formulierungen nach sich: ›Nicht ganz‹ sollen die ästhetischen ›Gaukelbilder‹ ›verbannt‹ werden. Wieso dieser Duktus? Weil ›Luxus‹ eigentlich eine Klasse von Gütern meint, die als entbehrlich angesehen werden können.<sup>27</sup> Nach dem führenden Lehrbuchökonom der Zeit, Wilhelm Roscher, der in dieser Arbeit noch ausgiebig vorgestellt wird<sup>28</sup>, tauchen Luxusbedürfnisse auf, *nachdem* Naturbedürfnisse und sozialrelevante Anstandsbedürfnisse gedeckt sind.<sup>29</sup> ›Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral‹ (Brecht). Und ganz am Schluss kommt, wenigstens in dieser Hierarchie, die Ästhetik.

Prutz' Abgleich am Kriterium der ›Nützlichkeit‹ fällt zusammen mit der Einordnung der Literatur in Warenkategorien. Und diese erfasst zeitgenössisch nicht nur die Unterhaltungsliteratur. In einer Reflexion über die Absatzschwächen im deutschen Buchhandel bezieht sich z.B. der führende Literaturtheoretiker Julian Schmidt auf die Nationalliteratur im Allgemeinen: »Sobald ein Amerikaner zu einigem Wohlstand gekommen ist, verlangt die Sitte gebieterisch, daß er sich eine Bibliothek anschafft«; bei den Deutschen hingegen gehöre der Besitz einer Bibliothek »noch nicht zu den nothwendigen Luxusartikeln«.<sup>30</sup> Die Wendung ›notwendige Luxusartikel‹ – an sich ein Oxymoron – signalisiert, dass es auch innerhalb der Güterklassen eine Durchstufung gibt. Gemäß den jeweiligen kulturellen und sozialen Sitten werden Güter relativ gewichtet: Champagner, die Delikatessen der Jahreszeit oder eben die Aufstockung der häuslichen Bibliothek stehen etwa zur Abwägung. Das ist das Konkurrenzverhältnis, dem sich Literatur als ›Luxusgut‹ ausgesetzt sieht, wenn sie in Begriffen ökonomischer Nützlichkeit repräsentiert wird.

Selbstbeschreibungen der Art ›Bücher sind notwendiger Luxus‹ manifestieren die Relation der Nachrangigkeit, mit der sich die realistische Problemstellung gegen das Denken der Romantik abhebt. Bei Autoren wie Novalis oder Adam Müller werden Kunst und Ökonomie noch als wesentlich homolog konzipiert. Sie erscheinen

---

<sup>27</sup> Wilhelm Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, § 224, S. 614.

<sup>28</sup> Wilhelm Roscher (1817–1894) habilitierte sich 1840 für Geschichte und Staatswissenschaften und erhielt 1844 seinen ersten Ruf nach Göttingen. Von 1848 bis zu seinem Lebensende hatte er in Leipzig einen Lehrstuhl für Nationalökonomie inne. Roscher ist der Begründer der Historischen Schule der Nationalökonomie, die er selbst auch als ›realistische‹ Schule bezeichnet. Gemeinsam mit dem Kopf der ›jüngeren Historischen Schule‹, Gustav Schmoller, gilt er als einflussreichster deutscher Ökonom in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Roschers Hauptwerk ist das fünfbandige *System der Volkswirtschaft*, dessen erster Band *Die Grundlagen der Nationalökonomie* bis zu seinem Lebensende 21 Auflagen erfährt. Nicht minder bedeutsam ist seine *Geschichte der National-Ökonomik in Deutschland* (1874), die bis ins 20. Jahrhundert hinein die kanonische Dogmengeschichte des Faches blieb.

<sup>29</sup> Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, § 1, S. 1.

<sup>30</sup> Julian Schmidt: Notizen. Für den Büchertisch. In: Preußische Jahrbücher, Bd. 38 (1876), S. 564–568, hier: S. 564.

gleichursprünglich als verschiedene Erscheinungen einer Geistesbewegung.<sup>31</sup> Erst mit der fortschreitenden Autonomwerdung der Diskurse nach 1800 setzt die wirtschaftstheoretische Definitionshoheit ein, also eine, wie Joseph Vogl formuliert, »Bewegung, in der sich die Begrenzung einer Wissenschaft mit der Universalisierung ihrer Kategorien verknüpft.«<sup>32</sup> Diese Universalisierung, das Übergreifen ökonomischer Denkschemata, lässt sich textlich in metaphorischen Transfers beobachten. Wenn sie nicht ephemere auftreten, dann wird mit Metaphern immer auch ein Koordinatensystem eingeführt. Eine Tropus wie »Bücher sind notwendiger Luxus« rekurriert eben nicht nur punktuell auf ein durchschnittliches Begriffscluster (Luxus = »Verschwendung«, »Prunk«), sondern bereits auf komplexere Vorstellungen von gestuften Güterklassen und Wertungsnormen, nach denen relative Nützlichkeit und Bedarfsdeckung bestimmt werden. Solche Metaphern sind also nicht bloß Ad-hoc-Erscheinungen, sondern wirken strukturierend im Rückgriff auf den ökonomischen Diskurs.

An Robert Prutz' bereits angesprochenem Aufsatz *Über die Unterhaltungsliteratur* wird dieser weitergehende Rekurs erkennbar. Der Text widmet sich einlässlich den sozialhistorischen Bedingungen der leichten Belletristik und darf darin als frühes Zeugnis einer Trivilliteraturforschung *avant la lettre* gelten. Was genau »unterhaltsam« ist, wird nicht definiert. Prutz führt einzelne Autorennamen an, verlegt sich ansonsten auf Synonymbildungen (»spannend«, »kurzweilig«, »amüsant«, »ergötzlich«) und deutet an textstrukturellen Überlegungen lediglich an, dass zeitgenössische Stoffe mit Intrigen und wechselvollen Plots unterhaltend wirken.<sup>33</sup> Einschlägiger ist seine pragmatische Bestimmung: Unterhaltungsliteratur ist eine Literatur des schnellen Tempos, insofern sie keine umfangreichen Lektürevoraussetzungen macht. Als »kompakte Speise« geht sie ganz im Moment einer ephemeren, rein konsumtiven Lektüre auf und verlangt weder Vor- noch Nachbereitung.<sup>34</sup> Und damit ist sie sowohl für die arbeitende Bevölkerung, die wenig Freizeit hat, geeignet als auch für die aristokratische Schicht, die nach zügig wechselnden Genüssen – nach Moden – verlangt. Im Einzelnen differenziert Prutz ihre ständespezifischen Funktionen: Idealisierung für den Proletarier, Entspannung für den Mittelständler (den Kaufmann, Gewerbetreibenden oder Beamten), Neuheit und Reizsteigerung für die Aristokratie. Aber der geringe Zeit- und Aufwandsfaktor bleibt das grundlegende Kriterium. In ihrer Effi-

<sup>31</sup> Vgl. Birger P. Priddat: Poetische Weltfamilie/Schöne Haushaltung des Universums. Novalis' Ökonomie aus seinen Fragmenten. In: Birger P. Priddat, *Produktive Kraft, sittliche Ordnung und geistige Macht. Denkstile der deutschen Nationalökonomie im 18. und 19. Jahrhundert*, Marburg 1998, S. 79–110; vgl. Joseph Vogl: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen* [2002], 2. Aufl., Zürich, Berlin 2004, S. 255–288.

<sup>32</sup> Vogl: *Kalkül und Leidenschaft*, S. 347.

<sup>33</sup> Das Publikum will »Stoff, Abenteuer, Verwicklungen, es will Umgebungen, die ihm bekannt sind, es will Situationen, die es versteht, es will Personen, für die es sich interessieren kann; es will Abwechslung, Farbenglanz, Fülle und Lebendigkeit.« Prutz: *Über die Unterhaltungsliteratur*, S. 28.

<sup>34</sup> Vgl. Prutz: *Über die Unterhaltungsliteratur*, S. 12f.

zienz hebt sich die Unterhaltungsliteratur gegen »das Höchste der Kunst, das wahrhaft Klassische« ab, das dem Leser abverlange, »Monate und Jahre nur mit *einem* Autor, *einem Buche* zu verkehren«. <sup>35</sup>

Mit diesen Beschreibungen rückt Prutz die Unterhaltungsliteratur in die Reichweite einer ökonomischen Literaturbetrachtung: Es geht um die Haushaltung mit Zeit und Arbeitskraft (hier als Lektüreaanstrengung), es geht um Absatz und Erfolg beim Publikum und damit, allgemein gesprochen, um den Produktcharakter der Literatur. Allein die Ausarbeitung zu einer Theorie des literarischen Marktes fehlt. Denn Prutz behandelt die Unterhaltungsliteratur weniger um ihrer selbst Willen denn als Medium für eine Kritik des hochkulturellen Schrifttums: der deutschen »Literatur«. Diese E-Literatur erweist sich in seinen Augen als das genaue Gegenteil einer »marktgängigen« Kunst: Sie finde kaum Verbreitung, sei aus der literarischen Kritik entstanden und letztlich eine Literatur »von Literaten für Literaten« geblieben. <sup>36</sup> In dieser Selbstreferenzialität entferne sie sich auch von der traditionellen hochkulturellen Aufgabe, »den geistigen Grundbesitz eines Volkes, die Documente seiner inneren Geschichte«, zu bilden. <sup>37</sup> Entsprechend stehe in Deutschland die tradierbare, »bleibende« Kunst in großer Distanz zur Gebrauchsliteratur, die »für den Moment« geschrieben sei, so diagnostiziert Prutz.

Diese Konstellation aber birgt ein Problem: Denn eine Elitekultur, die den »Grundbesitz eines Volkes« weiten Teilen ebendieses Volkes vorenthält, gerät in einen inneren Widerspruch. Folgerichtig mündet Prutz' Kritik in ein Plädoyer für eine Literatur mit unterhaltender Tendenz. Dieses Plädoyer ist sowohl politisch wie ökonomisch konnotiert. Politisch zielt das literaturkritische Projekt auf eine umfassende Demokratisierung und stößt darin auf zeitgeschichtliche Widerstände. Weil Deutschland um 1850 keine stabile bürgerliche Öffentlichkeit und keine parlamentarische Vermittlung des Staatslebens besitzt, weil es ihm »an einem praktischen Vereinigungspunkte gebricht, auf welchem Gelehrte und Laien, Gebildete und Ungebildete in gemeinsamem Interesse zusammenkommen« <sup>38</sup>, deshalb fehlten den Literaten die populären, aber nicht trivialen Stoffe und Darstellungsweisen, deshalb sei die deutsche Literatur teils epigonal, teils bloß unterhaltend, teils abgehoben. Prutz' Vermittlungsversuch zwischen unterhaltenden und bildenden Literaturen aber findet genau an diesem einstweilen virtuellen Vereinigungspunkt statt; auch er handelt auf dem von ihm visionär antizipierten »Marktplatz«, auf dem »Bildung und Leben, Theorie und Praxis, Literatur und Wirklichkeit ihre Schätze gegeneinander umtauschen«. <sup>39</sup>

---

<sup>35</sup> Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, S. 13.

<sup>36</sup> Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, S. 22.

<sup>37</sup> Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, S. 10.

<sup>38</sup> Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, S. 23.

<sup>39</sup> Prutz: Über die Unterhaltungsliteratur, S. 23.

Tatsächlich breitet sich die hier angesprochene Marktaktivität zeitgenössisch auch unabhängig von der Parlamentsdemokratie und überhaupt der Demokratisierung der Öffentlichkeit, wie sie Prutz mit Blick auf England und Frankreich anvisiert, aus. Unter ihrem Eindruck konzipiert der Literaturkritiker jene Denkfigur des ›Austauschs‹, die, wie oben gesagt, gute 150 Jahre später zu Zeiten des Hochkapitalismus im New Historicism als ›exchange‹ prominent wird. In der Marktgesellschaft restrukturiert sich die Literatur als Produkt, das nunmehr auf breite Distribution abzielt. Die eigentlich literaturwissenschaftliche Fragestellung liegt dabei in der semiotischen Anschlussfähigkeit des Produkts (die zeitgenössische Ökonomie würde hier von ihrem ›Gebrauchswert‹ sprechen). Entsprechend wird die Popularität, von der Prutz ausgeht, im New Historicism weniger als Positivismus der Absatzzahlen angeschaut (das ist der Weg der Buchmarktforschung), sondern als inhaltliche Frage im Konzept der ›sozialen Energie‹ aufgeworfen.<sup>40</sup> Greenblatts schillernder Begriff der ›sozialen Energie‹ soll genau die vielfältigen diskursiven Verstrickungen des künstlerischen Artefakts erfassen, die eine umfangreiche Rezeption durch diverse gesellschaftliche Interessengruppen erlauben.<sup>41</sup> Das aber ist Zukunftsmusik, die aus Robert Prutz' visionärem Aufsatz erklingt, wenn er die Literatur an den ›Marktplatz‹ verweist.

Deutlicher noch als in dieser Metapher lässt sich der ökonomische Hintergrund des Popularisierungsprojekts von Prutz in seiner achten *Vorlesung über die deutsche Literatur der Gegenwart* erkennen. Dort diskutiert er am Beispiel der *Hallischen Jahrbücher* das Verschwinden der großen Einzelkünstler angesichts der modernen Tendenz zu Schriftstellerkooperationen und literarischer Lagerbildung:

[S]o wenig viele versammelte Lichter eine Sonne ergeben, so wenig geben viele ungeordnete und mittelmäßige Talente ein Genie. Aber wenn es nun fürs Erste auf diesen Glanz überhaupt nicht mehr ankäme? Aber wenn der demokratische Genius unseres Zeitalters nun auch hierin sich bewähren sollte, daß das Capital des Geistes, statt wie bisher bei wenig einzelnen Besitzern zusammengehäuft zu sein, fortan zu bequemem Umlauf gleichmäßig unter Alle vertheilt wird? – Nicht das Land ist reich, wo es wenig einzelne Familien von außerordentlichem Reichthum giebt: sondern wo, in gleichmäßigem Wohlstand, ein Jeder besitzt, wessen er bedarf.<sup>42</sup>

Das geistige Erzeugnis als ›Capital‹ steht hier nicht in einer *privat*ökonomischen Argumentation. Es geht nicht um Fragen des Urheberrechts, das von 1837 an im

---

<sup>40</sup> Vgl. Stephen Greenblatt: Die Zirkulation sozialer Energie. In: Stephen Greenblatt, Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance, übers. von Robin Cackett, Frankfurt a.M. 1993, S. 7–33.

<sup>41</sup> Auf die semiotischen Grundlagen dieses Konzepts der ›sozialen Energie‹ ist meines Wissens erstmals hingewiesen worden bei Wolfgang Behschnitt: Die Macht des Kunstwerks und das Gespräch mit den Toten. Über Stephen Greenblatts Konzept der »Social Energy«. In: Jürg Glauser/Annegret Heitmann (Hg.), Verhandlungen mit dem New Historicism. Das Text-Kontext-Problem in der Literaturwissenschaft, Würzburg 1999, S. 157–169.

<sup>42</sup> Prutz: Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart, S. 353.

Deutschen Bund durchgesetzt wird, oder um Vermarktungsstrategien von Autoren, obwohl auch in solchen Redezusammenhängen das geistige Eigentum mit dem Kapitalbegriff zusammengebracht wird.<sup>43</sup> Von einem monetären Gegenwert, der durch Veräußerung des geistigen Besitzes erzielt wird, ist keine Rede. Prutz verfolgt vielmehr einen *nationalökonomischen* Gedanken: Eine weitläufige Zirkulation von Gütern ist besser als das elitäre Horten von Besitz, und zwar gemäß einem harmonischen Modell von gleichmäßigem Wohlstand, in dem »ein Jeder besitzt, wessen er bedarf«. Prutz bedient sich hier eines Verteilungsgedankens, der in der zeitgenössischen Ökonomie gepflegt wird. So gibt Wilhelm Roscher in seinem Lehrbuch die gleichmäßige Verteilung des nationalen Einkommens als volkswirtschaftliches Ziel aus: Eine »Harmonie der großen, mittleren und kleinen Einkommen« kennzeichne die »gesunde« Volkswirtschaft, wobei die mittleren Einkommen zahlenmäßig den breitesten Anteil ausmachen würden.<sup>44</sup> Wie Roscher beispielreich belegt, brechen Volkswirtschaften genau dann auseinander, wenn diese Mitte schrumpft und sich zwischen den oberen und unteren Schichten eine weite Schere auftut. Die Synthese zwischen unterhaltenen und hochkulturellen Momenten in der Literatur, die Robert Prutz annahmt, zielt im Analogieschluss genau auf diese Mitte der bürgerlichen Gesellschaft und also auf ein kulturelles Verteilungsmodell, in dem Bildungsgüter weithin zugänglich sind – für die unteren Schichten nicht zu hoch, für die oberen nicht zu flach, für die Mittelschicht genau passend.

In solchen Beispielen deutet sich an, dass zwischen dem ökonomischen Diskurs und dem Feld der Literatur um 1850 mehr passiert als nur ein punktueller metaphorischer Austausch. Die Aneignung ist nicht bloß ornamental; sie beschränkt sich nicht auf ein rhetorisches Spiel mit zeitgenössisch beliebtem Fremdvokabular (Markt, Kapital, Tausch). Vielmehr werden in diesen Fällen ökonomische Denkfiguren für die Konzeptualisierung von Literatur aufgerufen. Es findet also das statt, was die holländische Kulturwissenschaftlerin Mieke Bal unter dem Begriff der »travelling concepts« beschrieben hat.<sup>45</sup> »Travelling concepts« sind metaphorische Transfers, die über eine marginale Beziehung hinausgehen. Der Rahmen des metaphorischen Ausdrucks (das Bedeutungsgefüge seines Originalzusammenhangs) wird hier nicht

---

<sup>43</sup> Diesen Fragen zur Stellung der realistischen Autoren am Markt geht die Buchmarktforschung nach, insbesondere Reinhard Wittmann: *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750–1880*, Tübingen 1982; Peter Uwe Hohendahl: *Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830–1870*, München 1985; aus marxistischer Sicht: Lutz Winkler: *Entstehung und Funktion des literarischen Marktes*. In: Lutz Winkler, *Kulturwarenproduktion. Aufsätze zur Literatur- und Sprachsoziologie*, Frankfurt a.M. 1973, S. 12–75. Für einen konzisen Überblick über die Phase nach 1850 siehe auch Eva D. Becker: *Literaturverbreitung. In: Bürgerlicher Realismus und Gründerzeit 1848–1890*, hg. von Edward McInnes/Gerhard Plumpe (*Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. 6), München, Wien 1996, S. 108–143 u. S. 747–750.

<sup>44</sup> Roscher: *Grundlagen der Nationalökonomie*, § 205, S. 570.

<sup>45</sup> Vgl. Mieke Bal: *Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide*, Toronto 2002.

einfach nur durchlaufen, um das Vergleichsmoment – das Tertium Comparationis – zwischen Tenor und Vehikel abzurufen und dann zu verschwinden. Vielmehr bleibt der Frame erhalten und dient als Orientierungsraster für den Text, in dem die Metapher auftritt. Damit handelt es sich um mehr als eine Ad-hoc-Metapher. Es entsteht eine komplexe ›Vorstellung‹ mit dazugehörigem Begriffscluster, in der das metaphorisch fokussierte Feld – in den hier diskutierten Fällen: der Literaturbegriff – neu ausgerichtet wird.<sup>46</sup>

Der Begriff der ›travelling concepts‹ beschreibt damit eine Form der Aneignung, die mehr leistet als eine spontane, ephemere Attribuierung, aber weniger als eine systematische Ausarbeitung von Konzepten. Genau dies ist der Fall in den Schriften von Robert Prutz. Prutz' Redeweise legt ein Grundverständnis des Warencharakters von Literatur an, ohne damit schon eine umfangreiche literarökonomische Theorie zu formulieren. Die Wirkungsweisen des Buchmarktes und überhaupt die privatwirtschaftlichen Interessen des literarischen Produzenten interessieren ihn nicht. Der Fokus richtet sich auf das gesellschaftliche Ganze, auf den Wohlstand und Bildungsreichtum der Nation.

Wenn die Rede dann auf den individuellen Nutzen kommt, wechselt die Perspektive von Absatz- und Verteilungsfragen hinüber zum allgemeinen Gebrauchswert. Seinen Aufsatz *Über die Unterhaltungsliteratur der Deutschen* schließt Prutz erhellend mit einem Vergleich zwischen Unterhaltungslektüren und Sachbuchliteratur:

Wir wollen nicht behaupten, daß der Soldat in der Wachtstube, der mit stieren Augen und glühendem Kopfe sich in die Wunder des *Rinaldo Rinaldini* vertieft, dadurch eben einen großen Zuwachs seiner Bildung gewönne; wir wollen sogar zugeben, daß es ihm vermutlich viel zuträglicher wäre, wenn er statt dessen das Exerzierreglement oder die »kurze Anweisung, ohne Geld ein reicher Mann zu werden, durch lauter einfache und bewährte ökonomische Mittel« zu seiner Lektüre wählte. Aber du lieber Himmel, *immer* Exerzierreglement?!<sup>47</sup>

Der Gebrauchswert von Lektüren beweist sich, so sieht man, in ihrer Rückwirkung auf das praktische Leben. Ökonomische Texte sind für die Praxis ebenso ›zuträglich‹ wie Militärhandbücher: Man wird durch sie im besten Falle reich, oder ein Leutnant. Aber belletristische Literatur? Sie wird gelesen, nun gut. Aber verrichten der Proletarier und der Kaufmann nach einem verklärenden oder entspannenden Buch andern tags bessere Arbeit? Eher scheint hier diejenige Literatur, die den höchsten Absatz findet (*Rinaldo Rinaldini*), den geringsten Bildungszuwachs zu garantieren. Ökonomischer Tauschwert und intellektueller Gebrauchswert stehen im Widerspruch. Prutz geht diesem Wertparadoxon nicht nach. In Ermangelung einer weiteren Aufklärung über die pragmatischen Dimensionen von Lektüren schließt sein Vergleich

---

<sup>46</sup> In kognitionspsychologischer Sicht haben Lakoff/Johnson diese strukturbildenden und mithin erkenntnisfundierenden Metaphern als ›structural metaphors‹ definiert: Vgl. George Lakoff/Mark Johnson: *Metaphors We Live By*, Chicago 1980, S. 3–14.

<sup>47</sup> Prutz: *Über die Unterhaltungsliteratur*, S. 32.

mit einer suggestiven Aposiopese: Immer nur Exerzierregeln und Wirtschaftstexte durchwühlen? Das kann man nicht wollen! Vor dem Richterstuhl der Nützlichkeit hat die Literatur einstweilen keine bessere Antwort, als dass sie ein angenehmer Luxus ist, während sich alles andere Schrifttum potenziell zwar instruktiver und lehrreicher, aber auf Dauer eben auch fader ausnimmt.

### 1.1.2. Wilhelm Scherer und der ökonomische Zusammenhang der Poesie

Das Interesse am diskursiven ›Austausch‹ zwischen Ökonomie und Literaturkritik hat mit Robert Prutz' Ausführungen zu einer populären Literatur das Feld bloß punktueller Metaphorik verlassen und den Bereich konzeptioneller Adaptionen ökonomischer Theoreme aufgeschlossen. Das wohl eindrucksvollste Zeugnis einer Aneignung auf derartigem Komplexitätsniveau hat in der realistischen Epoche nach 1850 der renommierte Sprach- und Literaturhistoriker, Mitbegründer der neueren Literaturwissenschaft und Feuilletonist Wilhelm Scherer vorgelegt, in seiner 1888 posthum erschienen *Poetik*. Bereits die zeitgenössische Kritik urteilte über das von Scherers Schüler Richard M. Meyer auf Grundlage von Kollegmitschriften aus dem Sommer 1885 herausgegebene Werk, es sei »vom national-ökonomischen Gesichtspunkt aus gemacht« und erweise sich darin als »Signatura temporis«. <sup>48</sup>

Die ersten Notizen zur *Poetik* stammen von 1875, aus der Zeit, als Scherer an der Universität Straßburg lehrte, die nach dem Sieg Preußens über Frankreich mit zahlreichen aufstrebenden Wissenschaftlern als Elitehochburg des neuen Reiches eingerichtet wurde. Scherer pflegte in den Jahren im Elsaß 1872 bis 1875 intensiven Umgang mit dem kommenden deutschen Nationalökonom Gustav Schmoller<sup>49</sup>, der

---

<sup>48</sup> H(eymann) Steintal: Wilhelm Scherer, *Poetik* [Rezension]. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. 19 (1889), S. 87–97, hier: S. 88 u. S. 97.

<sup>49</sup> Gustav Schmoller (1838–1917) studierte Kameralwissenschaft in Tübingen, ehe er 1864 seine erste Professur für Staatswissenschaften in Halle/Saale übernahm. 1872 folgte er einem Ruf nach Straßburg. Ab 1882 lehrte Schmoller Nationalökonomie in Berlin. Er war einer der Mitgründer des einflussreichen *Vereins für Socialpolitik* (1872), was ihm den Ruf eines ›Kathedersozialisten‹ einbrachte. In den 1880er Jahren führte er mit Carl Menger den ›Methodenstreit‹ über die künftige Ausrichtung der Ökonomie (Schmoller stand für eine historische, empirisch-statistische Arbeitsweise in der Tradition der deutschen Historischen Schule, Menger für die abstrakte, modellorientierte Methode). Im späteren ›Werturteilsstreit‹ wurde Schmoller von Max Weber für seine Politisierung der Wissenschaft attackiert. Schmoller trat mit zahlreichen Untersuchungen zur Zunft- und Gewerbegeschichte ebenso wie mit aktuellpolitischen Aufsätzen zur ›sozialen Frage‹ an die Öffentlichkeit. Die Essenz seiner wissenschaftlichen Anschauungen liegt im *Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre* (1900, Zweiter Teil 1904) vor. Einen detaillierten Überblick über Biographie und Werk gibt Nicholas W. Balabkins: *Not by Theory alone ... The Economics of Gustav von Schmoller and Its Legacy to America*, Berlin 1988. Zur öffentlichen Wirkung des Schmoller'schen Schaffens siehe auch Max Webers Einschätzung in Rüdiger vom Bruch: *Nationalökonomie zwischen Wissenschaft und öffentlicher Meinung im Spiegel Gustav Schmollers*. In: Rüdiger vom Bruch, Ge-

seinerseits die Tradition der Historischen Schule der Nationalökonomie von Wilhelm Roscher fortsetzte.<sup>50</sup> In Scherers erstem Entwurf zur *Poetik* heißt es: »Poesie ist ein Thun. Mithin ein Wollen, das auf einen Zweck gerichtet. Werth desselben; national-ökonomische Begriffe, die darauf anwendbar (aus der allgemeinen Productionslehre); z.B. die Honorare behandeln.«<sup>51</sup> Mit der hier anvisierten nationalökonomischen Produktionslehre hatte sich Scherer bereits früh bekannt gemacht. Schon 1866 war er in einer Fachrezension für die methodologischen Grundlagen der Historischen Schule nach Roscher eingetreten und hatte dessen ökonomische Schriften dabei ausgiebig ins Spiel gebracht.<sup>52</sup> Die mediävistischen Studien desselben Jahres kommen den darin angelegten wirtschaftshistorischen Ansprüchen bereits nach, wenn Scherer etwa in *Leben Willirams. Abtes von Ebersberg in Baiern* (1866) ausgiebig das Kloster als »Mittelpunct einer ansehnlichen Ökonomie«<sup>53</sup> schildert und dabei kurzerhand die religiöse Wertbildung unter die Logik des Tauschhandels stellt:

Das Princip, auf welches die Verbesserung der materiellen Lage von Klöstern und Stiftern gestellt war, bestand in der Umsetzung des Gebrauchswertes der idealen Güter, welche die Kirche spendet, in den greifbaren Tauschwert reeller Sachgüter. Die Kirche stellt gleichsam einen Wechsel auf die ewige Seligkeit aus und bringt ihn je nach den veränderlichen Umständen des geistigen Marktes zu höheren oder niedrigeren Preisen an den Mann.<sup>54</sup>

In selber Weise macht er »das Gesetz von Angebot und Nachfrage« als Rahmenbedingung der individuellen Bewusstseinsbildung in der Schrift *Pater Abraham a Sancta* (1866) geltend.<sup>55</sup> Programmatisch formuliert Scherer dann zwei Jahre später im Vorwort seiner wirkungsmächtigen *Geschichte der deutschen Sprache* (1868):

---

lehrtenpolitik, Sozialwissenschaften und akademische Diskurse in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Björn Hofmeister/Hans-Christoph Liess, Stuttgart 2006, S. 311–331, hier: S. 316 f.

<sup>50</sup> Schmollers einschlägige und später noch ausführlich zu diskutierende Rektoratsrede von 1874 erscheint in Scherers *Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker* (Bd. 6). Die Beziehung der beiden nennt Scherers Schüler Edward Schröder anlässlich der Herausgabe des Briefwechsels zwischen Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer ein »Freundschaftsverhältnis«. Vgl. Edward Schröder: Zur Einführung. In: Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer, im Auftrag der Preussischen Akademie der Wissenschaften hg. von Albert Leitzmann, Berlin, Leipzig 1937, S. VII–XX, hier: S. XII.

<sup>51</sup> Wilhelm Scherer: *Poetik*, hg. von Richard M. Meyer, Berlin 1888, S. 279.

<sup>52</sup> Vgl. Wilhelm Scherer: *Geschichte und Geschichtsschreibung unserer Zeit* [1866]. In: Wilhelm Scherer, *Poetik*, mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse hg. Gunter Reiss, Tübingen 1977, S. 213–221. Mit Karl Knies beruft sich Scherer in dieser Kritik auch auf einen zweiten namhaften Nationalökonom der Historischen Schule.

<sup>53</sup> Wilhelm Scherer: *Leben Willirams. Abtes von Ebersberg in Baiern*. Beitrag zur Geschichte des XI. Jahrhunderts, Wien 1866, S. 280.

<sup>54</sup> Scherer: *Leben Willirams*, S. 276.

<sup>55</sup> Wilhelm Scherer: *Pater Abraham a Sancta Clara* [1866]. In: Wilhelm Scherer, *Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich*, Berlin 1874, S. 147–192, hier: S. 189.

Goethe's Selbstbiographie als Causalerklärung der Genialität einerseits, die politische Oekonomie als Volkswirtschaftslehre nach historisch-physiologischer Methode andererseits zeichnen die Richtung vor, die wir für den ganzen Umfang der Weltgeschichte einzuhalten streben.<sup>56</sup>

Die ›Volkswirtschaftslehre nach historisch-physiologischer Methode‹ meint dabei genau die selbst ernannt ›realistische‹ Richtung der Nationalökonomie, die von Wilhelm Roscher bis hin zu Gustav Schmoller die deutsche Wirtschaftstheorie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dominiert und deren Zusammenhänge mit dem literarischen Diskurs in der vorliegenden Arbeit beschrieben werden sollen.

Aus diesem bereits früh angelegten Bemühen um eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Perspektive in der Literaturwissenschaft heraus wird verständlich, weshalb Scherers Schüler die nachgelassene *Poetik* bei ihrer Veröffentlichung als Kulminationspunkt seines Schaffens begrüßten, als »das kühnste Werk, welches Scherer geschrieben, zugleich dasjenige, in welchem allein er sich völlig unbefangen gab und welches daher seine Individualität am besten zum Ausdruck bringt«.<sup>57</sup> Trotz ihrer vielfach betonten Originalität, die gerade auch aus dem Gebrauch ökonomischer Theoreme rührt, wird die *Poetik* in den Rezensionen als konsequentes Ergebnis der empirisch-naturwissenschaftlichen Grundausrichtung Scherers aufgefasst: »[E]s ist keine bloße Koketterie mit modernen Kunstausdrücken, wenn Sch. der allgemeinen Productionslehre wichtige Begriffe entlehnt. Sch. verfährt inductiv, analytisch; er sammelt und classificiert die concreten Erscheinungen«, betont etwa Konrad Burdach.<sup>58</sup>

Ausdrücklich formuliert Scherer seine *Poetik* gegen die Tradition der idealistisch-spekulativen Ästhetiken Hegels oder Vischers. Während im Idealismus poetische Erscheinungen aus metaphysischen Erkenntnissen über das ›Wesen des Schönen‹ systematisch deduziert würden, sucht Scherer in historisch vergleichenden Untersuchungen einen Zugang zum Ablauf und zu den Umständen der tatsächlichen dichterischen Produktion.<sup>59</sup> Programmatisch wird von der *Poetik*, der Lehre von der ›gebundenen Rede‹, gefordert: Die »*dichterische Hervorbringung, die wirkliche und die mögliche, ist vollständig zu beschreiben in ihrem Hergang, in ihren Ergebnissen, in ihren Wirkungen*«. <sup>60</sup> Im Hinweis auf die historisch ›möglichen‹ Formen

---

<sup>56</sup> Wilhelm Scherer: Zur Geschichte der deutschen Sprache, Berlin 1868, S. VIII.

<sup>57</sup> Jakob Minor: Wilhelm Scherer. *Poetik* [1889, Rezension, Auszug]. In: Wilhelm Scherer, *Poetik*, mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse hg. von Gunter Reiss, Tübingen 1977, S. 266–267, hier: S. 266.

<sup>58</sup> Konrad Burdach: Wilhelm Scherer. *Poetik* [1888, Rezension, Auszüge]. In: Wilhelm Scherer, *Poetik*, mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse hg. von Gunter Reiss, Tübingen 1977, S. 242–245, hier: S. 243.

<sup>59</sup> Vgl. Wilhelm Scherer: *Poetik*, mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse hg. von Gunter Reiss, Tübingen 1977, S. 45–47. Wegen der besseren Verfügbarkeit ziehe ich in den folgenden Ausführungen diese Ausgabe der textidentischen Originalausgabe von Richard M. Meyer aus dem Jahr 1888 vor.

<sup>60</sup> Scherer: *Poetik*, S. 49.

schwingt die Vorstellung mit, dass die Klassifikation von Erscheinungen letztlich auf Strukturgesetze der Dichtkunst führt, ähnlich wie in der Phonologie aus einer Menge bekannter Laute auf mögliche, wenngleich nicht notwendig realisierte Lautverbindungen geschlossen werden kann. Diese Orientierung auf Gesetzmäßigkeiten, die Scherers gesamte sprach- und literaturgeschichtliche Arbeit durchzieht, ist Teil seines naturwissenschaftlichen Grundanspruchs, der allerdings in den zeitgenössisch herrschenden mechanistischen und deterministischen Konsequenzen eher behauptet denn durchgeführt wird.<sup>61</sup> Trotz durchweg intaktem Pathos der Naturwissenschaftlichkeit (»Die *Naturwissenschaft* zieht als Triumphator auf dem Siegeswagen einher, an den wir Alle gefesselt sind.«<sup>62</sup>) laufen bei Scherer materialistische und idealistische Auffassungen von Handlungsmotivation und Bewusstseinsbildung parallel.<sup>63</sup> Dazu gleich mehr.

In Anlehnung an das relativistische Credo des Historismus, das Wilhelm Roscher bereits 1854 in seinem Lehrbuch für die Ökonomie geltend gemacht hatte<sup>64</sup>, formuliert Scherer: »[B]estimmte Stufen und Formen der Wirtschaft sind zweckmäßig für bestimmte Epochen; nicht aber ist eine wahre Wirtschaft zu finden. In diesem Sinne ist die Geschichte Lehrerin.«<sup>65</sup> Die Untersuchung des dichterischen Artefakts bleibt demnach stets konkret auf den Entstehungskontext und die darin vorhandenen Möglichkeiten des Ausdrucks bezogen. Mit volkswirtschaftlicher Optik fokussiert Scherer seinen Gegenstand:

Die Poesie oder, besser gesagt, das poetische Product, ist heut eine Waare wie eine andere, und die nationalökonomischen Gesetze des Preises und Umsatzes haben auch auf das poetische Product, wie auf das Buch im Allgemeinen, ihre Anwendung.<sup>66</sup>

Um das »poetische Produkt« näher zu qualifizieren, bedient sich Scherer der seinerzeit gängigen nationalökonomischen Unterscheidung zwischen Tauschwert und Gebrauchswert, den er freilich »idealen« Wert nennt. Der Tauschwert ist dabei der als Preis darstellbare monetäre Wert, der dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage und also den Verhandlungen zwischen Dichter und Publikum auf dem literarischen Markt entspringt. Scherer reißt kurz an, dass dieser Austauschprozess durch histo-

---

<sup>61</sup> Vgl. Wolfgang Höppner: Das »Eerbte, Erlebte und Erlernte« im Werk Wilhelm Scherers. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik, Köln, Weimar, Wien 1993, S. 34f.

<sup>62</sup> Wilhelm Scherer: Die neue Generation [1870]. In: Wilhelm Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich, Berlin 1874, S. 408–414, hier: S. 411.

<sup>63</sup> Vgl. Jürgen Sternsdorff: Wissenschaftskonstitution und Reichsgründung. Die Entwicklung der Germanistik bei Wilhelm Scherer. Eine Biographie nach unveröffentlichten Quellen, Frankfurt a.M. et al. 1979, S. 131–141.

<sup>64</sup> Die entsprechende, später noch zu diskutierende Stelle lautet bei Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, § 25, S. 58: »Es gibt ebenso wenig ein allgemein gültiges Wirtschaftsideal der Völker, wie ein allgemein passendes Kleidermaß der Individuen.«

<sup>65</sup> Scherer: Poetik, S. 52.

<sup>66</sup> Scherer: Poetik, S. 85.

risch veränderliche Institutionen vermittelt wird (Leihbibliotheken, Zeitungen, Verlage, die Rolle der Kritik in der Geschmacksbildung etc.), ohne dass er der privatwirtschaftlichen Seite der Buchproduktion größere Beachtung schenkt. Eine Bestimmung des Eigentumsbegriffs findet ebenso wenig statt wie eine Diskussion zur Urheberrechtspraxis, die immerhin bis ins 19. Jahrhundert hinein problematisch war.<sup>67</sup>

Dabei begreift Scherer das Marktgefüge keineswegs als akzidentuell für die literarische Produktion. »Das Publicum arbeitet sehr stark mit«, wendet er sich gegen autonomicästhetische Vorstellungen.<sup>68</sup> Denn Dichtung als Ware existiert eben nicht unabhängig vom Gebrauch respektive von der Lektüre, für die sie bestimmt ist. Eine verwandte Betrachtungsweise hatte Scherers Weggefährte Erich Schmidt in seiner Wiener Antrittsvorlesung *Wege und Ziele der deutschen Literaturgeschichte* (1880) bekundet, in der er die Literaturgeschichte als »statistische Wissenschaft« definierte, die u.a. eine »Übersicht über Production und Consumption, des Imports und Exports, der Bearbeitungen, der beliebten Stoffe« sowie »das Subscribentenverzeichnis« oder auch »Absatzregister« als »Quelle der Erkenntnis« zu nutzen habe.<sup>69</sup> Mithilfe dieser quantitativen Daten lasse sich dann auch einschätzen, »was in einzelnen Gattungen geleistet worden ist und welche blühten«.<sup>70</sup>

Scherer nimmt dieses Angebot einer empirisch-statistischen Literaturwissenschaft in der *Poetik* nicht auf. Ähnlich wie bei Robert Prutz führt die »Lehre vom Erfolg«<sup>71</sup> des poetischen Produkts auch hier auf die Frage nach seinen inhaltlichen und formalen Eigenschaften, aus denen seine Brauchbarkeit letztlich erklärbar werden soll. Scherer nennt diesen Aspekt, wie gesagt, den »idealen« Wert der Dichtung (>ideell« träfe es im heutigen Sprachgebrauch besser). Bereits in seinen einleitenden Bemerkungen zum »Ursprung der Poesie« macht er ihren allgemeinen Güterwert an Vergnügen und Belehrung fest (in Anlehnung an das Horaz'sche >prodesse et delectare<). Vergnügen gilt dabei als die ursprüngliche Eigenschaft: »Poesie entspringt aus den primitiven Äußerungen der Freude, Springen, Singen, Lachen; sie fließt aus angenehmer Stimmung und will angenehme Stimmung erregen.«<sup>72</sup> Auf späteren Kulturstufen treten diskursive Funktionen hinzu, eben weil ein Medium, das durch

---

<sup>67</sup> Zur Genese des Urheberrechtsgedankens vgl. den konzisen Beitrag von Nils Werber: Der Markt der Musen. Die Wirtschaft als Umwelt der Literatur. In: Gerhard Plumpe/Nils Werber (Hg.), *Beobachtungen der Literatur. Aspekte einer polykontextualen Literaturwissenschaft*, Opladen 1995, S. 183–216.

<sup>68</sup> Scherer: *Poetik*, S. 125. Der marktbedingte Publikumsbezug, den Scherer hier reflektiert, ist jüngst am konkreten Falle Fontanes eingehend untersucht worden von Rudolf Helmstetter: *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus*, München 1997, besonders: S. 69–95.

<sup>69</sup> Schmidt: *Wege und Ziele der Literaturgeschichte*, S. 492.

<sup>70</sup> Schmidt: *Wege und Ziele der Literaturgeschichte*, S. 492.

<sup>71</sup> Scherer: *Poetik*, S. 90.

<sup>72</sup> Scherer: *Poetik*, S. 67.

Unterhaltsamkeit bestimmt ist, auch Wissen und Normvorstellungen transportieren und publikumswirksam machen kann.<sup>73</sup> Scherer nimmt beide Komponenten auf, wenn er explizit auf den ›idealen‹ Gebrauch und also auf die Lektürezusammenhänge des literarischen Produkts zu sprechen kommt: Der »ideale Werth der Poesie richtet sich nach ihren Zwecken: man wünscht sie zur Ergötzlichkeit, zur Belehrung, zur Erbauung.«<sup>74</sup>

Dieser generelle Gebrauchswert der Dichtung hängt von inhaltlichen wie formalen Eigenschaften ab, deren Hervorbringung Scherer wiederum in nationalökonomischen Kategorien erfasst. Auch die ›dichterische Produktion‹ speise sich aus den drei Quellen der Güterherstellung: Natur, Arbeit und Kapital. Der Volkswirtschaftler Wilhelm Roscher fasst unter ›äußerer Natur‹ die in der Umwelt befindlichen Ressourcen (im Gegensatz zu Leib und Seele des Menschen). Relevant sei dabei, ob es sich bei diesen »wirtschaftlich brauchbaren Gaben«, also bei der Gesamtheit der »(Stoffe, Kräfte und Verhältnisse) der äußeren Natur«, um solche handle, die qua Knappheit oder Überfluss, »fähig oder unfähig sind, Tauschwert zu erlangen.«<sup>75</sup> Als ›Arbeit‹ behandelt Roscher demgegenüber die humanen Kraftanstrengungen in der Produktion, ganz gleich, ob manuell oder intellektuell, und erläutert: »Arbeit nicht mit Thätigkeit zu verwechseln, die auch bei jedem Genusse vorkommt. Zum Begriff der Arbeit gehört immer das Merkmal einer Mühe, die auf einen außerhalb ihrer selbst liegenden Zweck gerichtet ist.«<sup>76</sup> Kapital meint »jedes Product, welches zu fernerer wirtschaftlicher Production (auch zu planmäßigem spätern Gebrauche) aufbewahrt wird.«<sup>77</sup>

Scherer macht diese drei Produktionsfaktoren für das dichterische Schaffen mit diskreten Hinweisen auf seinen abweichenden Gebrauch geltend. Der Faktor ›Natur‹, signifikanterweise nicht als ›äußere‹ Natur attribuiert, ist bei ihm nicht trennscharf von der menschlichen Aktivität geschieden. Alle »Erscheinungen dieser Welt« sollen darunter fallen und zwar ebenso die der äußeren, sinnlich erfahrbaren Welt wie die des inneren Erlebens.<sup>78</sup> Das Kriterium der Knappheit, durch das Ressourcen laut der ökonomischen Theorie zum Gegenstand wirtschaftlicher Aktivität werden, ist in den Erörterungen durchweg ausgespart. Unter ›Kapital‹ rechnet Scherer »schon angesammelte Producte [...], Tradition, traditionelle Stoffe, traditionelle Behandlungsart der Form, die der Dichter vorfindet.«<sup>79</sup> Modern gesprochen umfasst der Kapitalbereich alle kanonischen intertextuellen Einheiten von zitierbaren Ausdrücken, über Motive bis zu Gattungsnormen, die die Spezifik des literarischen Diskurses ausmachen. Auch hier liegt ein metaphorischer Gebrauch des Begriffs

---

<sup>73</sup> Vgl. Scherer: Poetik, S. 80.

<sup>74</sup> Scherer: Poetik, S. 95.

<sup>75</sup> Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, § 31, S. 68.

<sup>76</sup> Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, § 38, S. 85, Fn. 1.

<sup>77</sup> Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, § 42, S. 99.

<sup>78</sup> Scherer: Poetik, S. 101.

<sup>79</sup> Scherer: Poetik, S. 101.

›Kapital‹ vor. Schließlich sind im gemeinen Produkt (z.B. in einem Haus) die Kapitalmittel (Werkzeuge, Kredite etc.) nicht vergegenständlicht, während beim literarischen Werk die Gattungsnormen und textuellen Beziehungen wiedererkennbar in den makrophysikalischen Eigenschaften des Produkts reproduziert werden. Der allgemein auf (Inter-)Textkompetenz abzielende Kapitalbegriff Scherers rückt in Richtung des ›immateriellen‹ Gutes der Bildung (er bezieht sich, moderner ausgedrückt, auf das in der poetischen Schulung produzierte ›Humankapital‹), ohne dass Scherer diese Erweiterung gegenüber Roschers stärker materiell orientiertem Kapitalbegriff ausdrücklich reflektiert.<sup>80</sup> Die dichterische ›Arbeit‹ besteht schließlich in der »Art, wie er [der Dichter] diese Tradition sich aneignet, das Kapital fortpflanzt und vermehrt und von neuem aus der poetischen Stoffwelt schöpft.«<sup>81</sup> Dass auch diese Analogie nicht vollends aufgeht, macht die anschließende Diskussion Scherers deutlich. Denn während in der Ökonomie die Arbeitsteilung als entscheidendes Merkmal einer kulturellen Höherentwicklung gilt, verhält es sich in der Literatur gerade umgekehrt. Hier garantiert der große Einzelne – und das ist bei Scherer vornehmlich: Goethe – die organische Einheit des Werkes. Ein Lob für Dichtergruppen, wie es Robert Prutz am Beispiel der *Hallischen Jahrbücher* ausspricht, fällt hier nicht.

Die Leistung dieser eher unscharfen Metaphorik erschöpft sich also darin, gängige literaturwissenschaftliche Themen mithilfe ökonomischer Kategorien neu zu perspektivieren. Unter dem Begriff der ›Natur‹ wird letztlich die Goethe'sche Gliederung poetischer Stoffe abgehandelt<sup>82</sup>; der Arbeitsbegriff führt auf die Modefrage des 19. Jahrhunderts nach der Nähe von Genie und Wahnsinn, insofern Arbeit letztlich das Erfassen des Stoffes in Phantasie und Traum sei, bei anschließender Geschmackswahl aus dem so Erträumten.<sup>83</sup> Über den Kapitalbegriff schaltet Scherer die traditionelle Ausrichtung seiner Poetik: Es geht weniger um Innovationen als um den Anschluss an den kanonisierten literarischen Bestand.

Das wird auch in den Ausführungen zum Publikum deutlich. Scherer unterscheidet zwei Rezeptionsweisen literarischer Texte: das formale Interesse, das sich in der wiederholten Auseinandersetzung mit dem Gegenstand manifestiert, und die Neugier, die sich an seiner stofflichen Seite festmacht. Beide sind aufeinander bezogen. Das ›Neue‹, das in der Marktgesellschaft zum wesentlichen Anker des Rezeptionsinteresses wird<sup>84</sup>, kann nur im Rekurs auf bestehende Kunstnormen er-

---

<sup>80</sup> Die hier eher vom Literatur- denn vom Ökonomieprofessor vollzogene Abstraktionsbewegung, die diese Übertragung des Kapitalbegriffs auf immaterielle Kompetenzen und Tätigkeiten bedeutet, ist gleichwohl eine gängige rhetorische Leistung ökonomischer Schriften im 19. Jahrhundert. Die Wirtschaftswissenschaften generieren »unreal words« (Heinzelman), die geistige Tätigkeiten unter die Logik konkreter Produktionszusammenhänge stellen. Vgl. Heinzelman: *Economics of the Imagination*, S. 70–110.

<sup>81</sup> Scherer: *Poetik*, S. 101.

<sup>82</sup> Vgl. Scherer: *Poetik*, S. 137–141.

<sup>83</sup> Vgl. Scherer: *Poetik*, S. 111f.

<sup>84</sup> Vgl. Boris Groys: *Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie* [1992], 2. Aufl., Frank-

scheinen. So läuft die Thematisierung der Aufmerksamkeitssteuerung auf standardisierte Präsentationsformen des Kunstwerks hinaus (ein Roman habe drei Bände, ein Vortrag dauere eine Stunde); die Anordnung der Werkteile folge (in Anlehnung an Gustav Theodor Fechners empirische Ästhetik) Prinzipien der Widerspruchslöslichkeit, Klarheit, Verständlichkeit und Leichtigkeit.<sup>85</sup> Scherer nimmt hier das traditionelle Theorem der ›Einheit in der Mannigfaltigkeit‹ auf und wendet es rezeptionstheoretisch.

Die überindividuellen Anteile in dieser ›interessanten‹ Verarbeitung eines Stoffes deuten auf einen entscheidenden Punkt in dieser Konzeption der Literatur als Ware. Scherer schließt die Wertentwicklung, wie oben gesagt, nicht mit kontingenten Marktbebewegungen kurz. Der Gebrauchswert differiert als ›idealer‹ Wert vom quantifizierbaren, in Absatzzahlen messbaren Tauschwert des Produkts. Er entstammt einer Beziehung auf etablierte kulturelle Codes. Nicht der partikulare Lusteffekt, das bloß Angenehme, macht, von hier aus betrachtet, die Kunst zum Bedarfsgegenstand. Vielmehr hängt ihre Brauchbarkeit an tradierten ästhetischen Normen, die Produktion und Rezeption steuern. Das literarische Produkt ist somit kein individuelles Gut, sondern ein gemeinschaftliches; sein ›Zweck‹ erscheint als vermittelter, allgemeiner. Entsprechend bestimmt Scherer den ›idealen Wert‹ bzw. ›Gebrauchswert‹: »Also wir verstehen unter Gebrauchswerth [idealer Wert] einen größeren Werth, ein allgemeines Gut ohne Tauschwerth.«<sup>86</sup> Wenn Scherer dazu reichlich ungenau erläutert, »Gebrauchswerth haben die Sonne, das Meer, die Luft und andere Dinge, die nicht verkauft werden können«<sup>87</sup>, dann unterstreicht er damit, dass sich seine Erörterung der Nutzbarkeit von Dichtungen letztlich nicht von einer tendenziell essentialistischen Erörterung ihrer Qualitäten zu lösen vermag. »Der ideale Werth der Poesie richtet sich nach ihren Zwecken«<sup>88</sup>, aber diese Zwecke werden in letzter Instanz nicht an den Markt gekoppelt.

Mit dieser Konzeptualisierung scheidet eine alternative Option ökonomischer Theoriebildung, von der in dieser Arbeit noch mehrfach zu reden sein wird, als Bezugsgröße für Scherer aus. 1871 entsteht mit den Schriften des Österreicher Carl Menger, des Engländer Stanley Jevons und des Franzosen Léon Walras die neoklassische Grenznutzenökonomie. Ihr Ansatz ähnelt in mancher Hinsicht dem empirischen Aufbau der Scherer'schen Poetik. Auch Stanley Jevons' Ökonomie basiert grundlegend auf dem Begriff des Angenehmen bzw. der Freude: »Freude und Leid sind zweifellos die wichtigsten Gegenstände der Wirtschaftsrechnung«; ein Gut ist mithin »jede Substanz, Handlung oder Dienstleistung«, die »Freude macht oder

---

furt a.M. 2002. Siehe auch im Rückgriff auf die Theorie vom Produktlebenszyklus Werber: Der Markt der Musen, S. 209.

<sup>85</sup> Vgl. Scherer: Poetik, S. 129f.

<sup>86</sup> Vgl. Scherer: Poetik, S. 94.

<sup>87</sup> Vgl. Scherer: Poetik, S. 94.

<sup>88</sup> Vgl. Scherer: Poetik, S. 95.

Leid abwenden kann.«.<sup>89</sup> Aber der Begriff des Guts ist in dieser Theorie immer auf einen *individuellen* Bedürfnishaushalt bezogen. Gut ist, was *ich* mehr oder weniger nötig habe. Damit fällt auch die Unterscheidung zwischen Gebrauchswert und Tauschwert weg. Denn was ich nötig habe, manifestiert sich in den Zahlungen, die ich tätige. In der Konsequenz bemisst sich der Nutzen eines Objekts am zahlenmäßig messbaren Gegenwert, den es auf dem Markt erzielt.

Genau von diesem Begriff des individuellen Guts unterscheidet sich die deutsche, >realistische< Schule der Nationalökonomie im 19. Jahrhundert, an der sich Scherer orientiert. So heißt es bei Roscher: »Güter nennen wir alles dasjenige, was zur mittelbaren oder unmittelbaren Befriedigung eines wahren menschlichen Bedürfnisses anerkannt brauchbar ist.«<sup>90</sup> Der kleine Zusatz >wahr< fügt dabei eine marktferne Normativität in die Güterbestimmung ein. In der entsprechenden Anmerkung seines umfangreichen Fußnotenapparats ist ausgeführt:

Der Zusatz »wahr« scheidet nicht allein dasjenige, was nur unvernünftige und unsittliche Bedürfnisse befriedigen könnte, vom Reiche der Güter aus [...], sondern vindicirt auch gleich den Grundbegriff der ganzen Volkswirtschaftslehre als einen Gegenstand ebenso wohl ethischer, wie psychologischer Untersuchung.<sup>91</sup>

An diese Bestimmung schließt Scherer an, wenn er allgemeine, >ideale< Normen in die Warentheorie der Dichtung einführt. Gattungsbedingungen steuern die Wahrnehmung des Neuen und lassen so Literatur als überindividuelles Gut entstehen. Scherers Ausführungen über die Produktionsfaktoren korrespondieren nicht von ungefähr eng mit Roschers, bei dem es heißt: »Uebrigens wirken auch bei der rein geistigen Production, wie z.B. der poetischen, Natur, Arbeit und Erfahrung, tradirte Bildung früherer Zeitalter (eine Art geistigen Kapitals) regelmäßig zusammen.«<sup>92</sup> Hier liegt der spezifische Akzent dieser Nationalökonomie. Die Güterbestimmung verbindet sich stets mit dem Interesse an den kulturellen, institutionellen Standards, die das individuelle Angebot und dessen Nachfrage vermitteln. Im Sprachgebrauch der Zeit sind diese Handlungsstandards als >Sittlichkeit< angesprochen. Kunst, so hat Karolina Brock unlängst nachgewiesen, begreifen Ökonomen in diesem Paradigma folgerichtig nicht nur als bloß absatzfähiges Unterhaltungsgut, sondern vor allem als Medium »der Vermittlung und Aufbewahrung von sittlichen Werten«.<sup>93</sup> Der Künstler ist, in den Worten des Volkswirtschaftlers Albert Schäffle, »das Selbstbewußtsein des sozialen Körpers«.<sup>94</sup>

---

<sup>89</sup> William Stanley Jevons: Die Theorie der Politischen Ökonomie [engl. 1871], übers. u. eingeleitet von Otto Weinberger, Jena 1924, S. 36f.

<sup>90</sup> Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, §1, S. 2.

<sup>91</sup> Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, §1, S. 3.

<sup>92</sup> Roscher: Grundlagen der Nationalökonomie, § 47, S. 118, Fn. 7.

<sup>93</sup> Brock: Kunst der Ökonomie, S. 61–69, hier: S. 69. Dass Brock den Sittlichkeitsbegriff aus der Güterdefinition ausspart (S. 90–94), um ihn später in der Thematisierung des Wertbegriffs doch nachzureichen (S. 109–118), ist textstrategisch irritierend.

<sup>94</sup> Albert Schäffle, zitiert nach Brock: Kunst der Ökonomie, S. 68.

Ebendiese Spur verfolgt auch Scherer in der *Poetik*, wenn er seine Erörterung des ›idealen‹ Werts der Dichtung auf eine Sittlichkeitsdiskussion zuführt. Sittlichkeit nennt er die »Summe der Forderungen, welche die Gesamtheit an den Einzelnen stellt, die Schranken, mit denen die Gesellschaft ihr Mitglied umgibt«.<sup>95</sup> Mit diesen Forderungen setze sich auch die Poesie auseinander, ob offen affirmativ (wie in der Aufklärungspoetik) oder implizit (wie etwa in Goethes Dichtungstheorie, die sich dem Sittlichkeitsanspruch zwar vorderhand verweigere, ihn aber, laut Scherer, tatsächlich performativ realisiere). Dem Selbstverständnis nach weniger normativ denn deskriptiv sucht Scherer die Frage zu behandeln, wenn er behauptet:

Historisch unzweifelhaft ist, daß die Poesie eine große sittliche Bildnerin der Völker, daß sie ein Haupterziehungsmittel der Nationen ist. Die Poesie hat in unzähligen Fällen seit Jahrtausenden das zu empfehlen gesucht und in glänzenden Farben dargestellt, was die Aufopferung in den Menschen verstärken und den Egoismus zurückdrängen konnte. Sie hat unendlich viele Vorbilder des Großen, Guten, Edlen aufgestellt.<sup>96</sup>

In der Eindämmung partikularer, ›egoistischer‹ Tendenzen erscheint die Poesie als wesentliches Medium der Vermittlung überindividueller, ›nationaler‹ Ansprüche. Der Traditionsbezug, den Scherer schon für die formale Konstitution geltend gemacht hat, wiederholt sich hier für die inhaltlich-thematische Seite. Poesie fügt sich in den sittlichen Rahmen einer spezifischen Kultur schon deshalb ein, weil der Dichter, der ein Publikum finden wolle, nicht gegen dessen Wertehorizont agieren könne.

Scherer unterscheidet in dieser Hinsicht drei Klassen von Literaturen: solche, die direkt sittlich veredeln (z.B. Lehrdichtungen), solche, die indirekt veredeln (z.B. Romane mit kontrastiven Darstellungen, bei Akzentuierung der positiven Haltung), und solche, die nicht sittlich veredelnd wirken, deren Position Scherer allerdings als intern widersprüchlich schildert und die sich in der Praxis schnell als indirekt veredelnd erweisen würden. Ein zeitgenössischer Rezensent der *Poetik* bemerkte, dass Dichter ebenso gut sittlich verderbend wirken könnten (mit ›Schmutzliteratur‹).<sup>97</sup> Aber diese Klasse von Literatur ist in einer Theorie, die gemeinschaftliche, ethische Normen zum integralen Bestandteil der Güterbestimmung macht, ganz zwangsläufig ausgeschlossen. Was immer als Ware erscheinen will, muss sich in Scherers (und Roschers) Sichtweise in den Rahmen von Geboten und Verboten einfügen, der in einer ›nationalen‹ Öffentlichkeit in einer historischen Situation gilt. ›Schmutzliteratur‹ und andere unsittliche Warenangebote können dabei als Erscheinungen unterhalb der Tabuzone aus der Analyse der Märkte ausgeschlossen werden.

Dass diese Erwägungen ohne eine Anbindung an normative Instanzen nicht auskommen, zeigt sich bei Scherer dort, wo er die unterschiedlichen Literaturen nach

---

<sup>95</sup> Scherer: *Poetik*, S. 99.

<sup>96</sup> Scherer: *Poetik*, S. 95.

<sup>97</sup> Richard Maria Werner: Wilhelm Scherer [1889, Rezension]. In: Wilhelm Scherer, *Poetik*, mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse hg. von Gunter Reiss, Tübingen 1977, S. 262–266, hier: S. 262.

dem »Standpunct des öffentlichen Wohles« für das Publikum vorsortiert: »die directe sittliche Wirkung für die Masse, die indirecte für die feiner Gebildeten.«<sup>98</sup> Die Ausscheidung von dezidiert Unsittlichem im Dienste eines Schutzes der Massen übernehme dann die »Censur«, deren Praxis in Preußen Scherer zwar kritisiert, deren theoretische Berechtigung er aber nicht in Zweifel zieht.<sup>99</sup> Dieser Rückgriff auf normative Institutionen ist notwendiges Korrelat einer qualitativen Güterlehre, die Wertbildung nicht auf die kontingenten Tauschprozesse zwischen Individuen reduziert, sondern ethische Normen mit den Marktprozessen vermitteln will. Dass diese Normen historisch wandelbar sind, steht dem öffentlichen, sittlichen Charakter der Dichtkunst nicht entgegen. Als Medium der kollektiven Selbstverständigung erfüllt sie gerade in ihrer konkreten kulturellen, moralischen und politischen Verankerung die Aufgabe, die Scherer ihr bereits in seiner Vorrede zur *Geschichte der Sprache* (1868) zgedacht hat: »Die Poesie bemüht sich nationale Lebens- und Zeitbilder aufzurollen, bald diese bald jene socialen Schichten theils in Liebe theils in Hass uns abzuschildern«<sup>100</sup>, und in dieser Rolle wird sie zum Baustein für »eine nationale Güter- und Pflichtenlehre«.<sup>101</sup>

Mit dieser Zweckbestimmung der Literatur überwindet Scherer die Selbstklassifizierung als überflüssiger, aber schöner »Luxus« und behauptet sie im Kanon der »immateriellen« Dienstleistungen, die etwa bei Adam Smith noch als »unproduktive« Arbeit aus dem Bereich des Sozialprodukts ausgeschieden waren.<sup>102</sup> Freilich geschieht das um den Preis, dass die Literatur nun vollends unter nationalökonomische Begriffe rückt. Literatur darf sich hier als brauchbare Ware begreifen, insoweit sie als ebenso angenehm wie ethisch sanktioniert, ebenso individuell wie allgemein konstruiert erscheint. Diesen Bezug auf die Sittlichkeit besitzt, nach nationalökonomi-

---

<sup>98</sup> Scherer: *Poetik*, S. 99. Otto Brahm hat hierin auch einen Anschluss an die Moralphilosophie von Paul Heyse, die zwischen Sitte und Sittlichkeit, niederer und höherer Moral unterscheidet, ausgemacht. Vgl. Otto Brahm: Wilhelm Scherer [1886–1888]. In: Otto Brahm, *Kritische Schriften. Literarische Persönlichkeiten aus dem 19. Jahrhundert*, Berlin 1915, S. 283–311, hier: S. 310.

<sup>99</sup> Vgl. Scherer: *Poetik*, S. 99f. Gunter Reiss hat in seiner Einleitung zur Neuauflage der *Poetik* ausführlich auf die Widersprüche zwischen obrigkeitstaatlich »feudaler« und demokratisch-liberaler Tendenz des Werkes, die letztlich in eine Unentschiedenheit zwischen normativem und deskriptivem Standpunkt münden, hingewiesen: Vgl. Gunter Reiss: *Einleitung. Germanistik im Kaiserreich. Wilhelm Scherers »Poetik« als wissenschaftsgeschichtliches Dokument*. In: Wilhelm Scherer, *Poetik*, mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse hg. von Gunter Reiss, Tübingen 1977, S. IX–XLII, hier: S. XXVIII–XXXIV.

<sup>100</sup> Scherer: *Geschichte der deutschen Sprache*, S. VI.

<sup>101</sup> Scherer: *Geschichte der deutschen Sprache*, S. VII.

<sup>102</sup> Vgl. Adam Smith: *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen* [engl. 1776], nach der 5. Aufl. von 1789 (letzter Hand) übers. und mit einer Würdigung versehen von Horst Claus Recktenwald, München 1974, S. 273. Diese Lehre wird im 19. Jahrhundert zunehmend kritisiert und auch von Roscher zurückgewiesen: Vgl. Roscher: *Grundlagen der Nationalökonomie*, § 50, S. 123f.

schem Verständnis, jedwedes Gut. Die Literatur zeichnet aus, dass sie als sprachliches Medium diesen Bezug explizit zu machen vermag. Ebendeshalb nimmt sie bei Scherer einen prominenten Ort in der Analyse der »nationalen Ethik« ein.<sup>103</sup> Literatur, insofern sie ebenso Kulturerzeugnis wie Kulturzeugnis ist, macht jenen Wertekanon transparent, vor dessen Hintergrund kultureller Gütertransfer ökonomisch verstanden werden soll.

Scherers »originelle« Rezeption der nationalökonomischen Theorie stieß, wie die *Poetik* überhaupt, auf wenig Gegenliebe in der Kritik. Die *Poetik* »enttäuschte schon, als sie hervortrat; sie mag den Leser heute noch mehr enttäuschen«, befindet Oskar Walzel 1930 im Rückblick.<sup>104</sup> Die Enttäuschung verbreitete sich auf verschiedenen Seiten. Wissenschaftshistorisch markiert Scherers positivistische Orientierung an den Naturwissenschaften einen vorläufigen Schlusspunkt in der Annäherung der Wissenschaften. Wilhelm Diltheys Unterscheidung zwischen geistes- und naturwissenschaftlicher Methodik, zwischen »Erklären« und »Verstehen«, zeichnet der Germanistik nach 1900 eine andere Richtung vor. Den naturwissenschaftlich aufgeschlossenen Rezipienten der *Poetik* missfiel die Zweck- und Sittlichkeitsdiskussion als letztlich normativ anmutende und empirisch unbegründete Wiederaufnahme der Positionen aufklärerischer Regelpoetik.<sup>105</sup> Von stärker idealistischem Standpunkt aus wurde eingewandt, die nationalökonomischen Entlehnungen dienten der »geflossentlichen Herabdrückung des künstlerischen Charakters der Poesie«.<sup>106</sup> Diese Kritik, die sehr gut die Vielstimmigkeit des Scherer'schen Werkes reflektiert, setzte sich in der Rezeption des 20. Jahrhunderts fort.<sup>107</sup> Scherers misslungene Synthese aus positivistischen, deterministischen, ökonomischen und evolutionistischen Anteilen einerseits und spekulativen, nationalpolitisch-moralischen und idealistischen Akzenten andererseits ließ sein Gesamtwerk wissenschaftshistorisch schon bald nach seinem Tod 1886 verblassen.<sup>108</sup>

---

<sup>103</sup> Scherer: Geschichte der deutschen Sprache, S. VII.

<sup>104</sup> Oskar Walzel: Wilhelm Scherer und seine Nachwelt. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie, Bd. 55 (1930), S. 391–400, hier: S. 397.

<sup>105</sup> Vgl. Julius Hart: Eine schein-empirische Poetik [1889]. In: Wilhelm Scherer: Poetik, mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse hg. von Gunter Reiss, Tübingen 1977, S. 273–287; Rudolf Lehmann: Wilhelm Scherer. Poetik. [1889, Rezension]. In: Wilhelm Scherer, Poetik, mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse hg. von Gunter Reiss, Tübingen 1977, S. 269–273; Brahm: Wilhelm Scherer, S. 309f.

<sup>106</sup> Anonymus: Poetische Theorien und Theorie der Poesie [1888]. In: Wilhelm Scherer: Poetik, mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse hg. von Gunter Reiss, Tübingen 1977, S. 251–262, hier: S. 256.

<sup>107</sup> Vgl. den ausführlichen Überblick bei Sternsdorff: Wissenschaftskonstitution und Reichsgründung, S. 12–49.

<sup>108</sup> Zu den Paradoxien des Scherer'schen Schaffens vgl. auch: Peter Salm: Drei Richtungen der Literaturwissenschaft. Scherer – Walzel – Staiger, übers. von Marlene Lohner, Tübingen 1970, S. 5–35, besonders: S. 19f.

Tatsächlich ist diese Inkommensurabilität empirischer und idealistisch-spekulativer Momente ein Kennzeichen der Epoche, an deren Ende Scherers Bemühungen stehen. Wie noch ausführlich zu diskutieren sein wird, stößt die realistische Literatur und Literaturkritik im Windschatten eines ausgezehrten Idealismus auf ebendiese Konstellation: Man wendet sich von den subjektivistischen Eskapaden der Romantik und den politisch-idealistischen Programmen des Vormärz ab, ohne dabei selbst den Bezug auf eine ideale Tiefendimension der Wirklichkeit aufzugeben. Man sucht Orientierung an der zeitgenössischen sozialen Phänomenebene und will diese Inhalte doch gleichsam auf eine höhere Form der Objektivität – der Nation, ihres ›Geistes‹, ihrer Geschichte – beziehen. In dem Maße, in dem diese beiden Richtungen der Repräsentation nicht mehr synthetisiert, sondern vielmehr in oszillierenden Bewegungen aufeinander verwiesen werden, entfaltet sich das Verfahrensmodell des Realismus.<sup>109</sup> Die Inkonsequenzen des Scherer'schen Unterfangens sind in dieser Hinsicht durchaus typische Zeichen der Zeit.

»Die neue Generation baut keine Systeme«, formuliert Wilhelm Scherer in einer Rezension zu Julian Schmidts *Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit* (1870) den realistischen Tenor seiner Epoche.<sup>110</sup> »Die ›Weltanschauungen‹ sind um ihren Credit gekommen.«<sup>111</sup> Nunmehr gelte: »Gewissenhafte Untersuchung des Thatsächlichen ist die erste und unerlässliche Forderung.«<sup>112</sup> Was Scherer in der Auseinandersetzung mit dem führenden Programmatiker des literarischen Realismus Julian Schmidt proklamiert, darf als Konsens unter den wissenschaftlichen und künstlerischen Publizisten des Realismus gelten. »Wir verlangen Einzeluntersuchungen«<sup>113</sup> – diese Hinwendung ans Partikulare bei, wie sich zeigen wird, ungebrochen hohem Repräsentativitäts- und Idealisierungsanspruch kehrt ebenso in den realistischen Literaturprogrammen wie in der realistischen Ökonomie von Roscher bis Schmoller wieder. Scherers Poetologie steht hier innerhalb eines diskursiven Zusammenhangs, der sich über die einzelnen Fachdisziplinen hinaus ins weite Feld der öffentlichen Meinung erstreckt.

Für diesen Zusammenhang werde ich den Begriff der ›realistischen Diskursivität‹ gebrauchen und ihn in den kommenden Kapiteln nah an den ökonomischen und literarischen Schreibverfahren profilieren. Es ist ein dezidiert textualistischer Begriff, der auf die zugrunde liegende Poetologie der beiden unterschiedlichen Diskurse (Ökonomie und Literatur) abzielt. Die materiellen Verbindungen, über die sich diese Diskursivität herstellt, sind vielfältiger Art, werden jedoch im Einzelnen nicht ausführlich zur Sprache kommen. Teilweise vertiefen persönliche Kontakte die Zusammenhänge, wie im Fall von Scherers Bekanntschaft mit Gustav Schmoller oder

---

<sup>109</sup> Vgl. dazu ausführlich Kapitel 2 dieser Arbeit.

<sup>110</sup> Scherer: *Die neue Generation*, S. 411.

<sup>111</sup> Scherer: *Die neue Generation*, S. 411.

<sup>112</sup> Scherer: *Die neue Generation*, S. 412.

<sup>113</sup> Scherer: *Die neue Generation*, S. 411.

von Schriftstellern wie Gustav Freytag mit dem Kaufmann Theodor Molinari<sup>114</sup> und Gottfried Keller mit dem Eisenbahnmagnaten Alfred Escher. Die realistische Schule der Nationalökonomie um Gustav Schmoller hat, wie die Forschung zur Gelehrtenpolitik in den letzten Jahren umfangreich herausgearbeitet hat, entscheidenden Einfluss auf die universitäre Ausbildung der höheren Beamtenschicht.<sup>115</sup> Das Kapitel 5 dieser Arbeit zeigt, inwieweit sich die Figuration dieser Beamtenschicht als zentral für die ökonomischen Fragestellungen der realistischen Literatur ausnimmt.

Scherer wiederum ist als einer der einflussreichsten Literaturwissenschaftler des Kaiserreichs auch im Feuilleton aktiv.<sup>116</sup> Er schreibt u.a. für Julius Rodenbergs namhafte *Deutsche Rundschau* über Gegenwartsliteratur. Literaten wie Friedrich Spielhagen und Gustav Freytag standen mit ihm persönlich in Kontakt.<sup>117</sup> Die Tendenz der *Grenzboten*, von Autoren wie Schmidt und Freytag vorgetragen, wird als Einflussfaktor für sein nationalliberales Profil angesehen<sup>118</sup>; Freytags *Soll und Haben* gilt als prägend für Scherers essayistischen Stil.<sup>119</sup> Tatsächlich befindet sich hier in den zeitgenössischen Populärmedien ein wichtiger diskursiver Schnittpunkt. Ökonomische wie literarische und literaturprogrammatische Texte erscheinen in den *Grenzboten* und in den *Preußischen Jahrbüchern*. Der Nachruf auf Wilhelm Roscher steht in der *Gartenlaube* neben belletristischen und essayistischen Textsorten.<sup>120</sup> Es braucht demnach nicht zu verwundern, wenn noch 1904 in Max Martersteigs kanonischer, soziologisch orientierter Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts Wilhelm Roscher die Referenzquelle für politökonomisches und kulturgeschichtliches Wissen abgibt.<sup>121</sup>

Nichtsdestotrotz sind solche konkreten Verweise auf den Lehrbuchökonom, wie sie bei Martersteig oder Scherer vorkommen, im Feld dieser Diskursivität durchaus selten. Denn mit dem Grad der Popularisierung, sei es in öffentlichen Vorträgen, in Vereinsarbeit oder in Publikationen bis hin zum zeitgenössischen Familienblatt,

---

<sup>114</sup> Vgl. Gustav Freytag: »Mein theurer Theodor«. Gustav Freytags Briefe an Theodor Molinari 1847–1867, nach den Handschriften hg. und kommentiert von Izabela Surynt und Marek Zybura, Dresden 2006.

<sup>115</sup> Vgl. die grundlegenden Arbeiten zur Gelehrtenpolitik von Rüdiger vom Bruch. Einzelnachweise erfolgen später in den konkreten Diskussionen. Als Überblick über die Wirksamkeit der Schule um Gustav Schmoller empfiehlt sich: Harald Winkel: Nationalökonomie und Gelehrtenpolitik im ausgehenden 19. Jahrhundert. In: Gustav Schmidt/Jörn Rüsen (Hg.), Gelehrtenpolitik und politische Kultur in Deutschland 1830–1930. Referate und Diskussionsbeiträge, Bochum 1986, S. 107–132.

<sup>116</sup> Vgl. Höppner: Das »Ereerbte, Erlebte und Erlernte«, S. 159–191.

<sup>117</sup> Vgl. Wolfgang Höppner: Universitätsgermanistik und zeitgenössische Literatur. Wilhelm Scherers Berliner Jahre 1877–1886. In: Peter Wruck (Hg.), Literarisches Leben in Berlin 1871–1933, Berlin 1987, S. 157–203.

<sup>118</sup> Vgl. Sternsdorff: Wissenschaftskonstitution und Reichsgründung, S. 64–68.

<sup>119</sup> Salm: Drei Richtungen der Literaturwissenschaft, S. 33.

<sup>120</sup> Anonymus: Wilhelm Roscher [Nachruf]. In: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, Heft 25 (1894), S. 428.

<sup>121</sup> Max Martersteig: Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung, Leipzig 1904. Siehe dort das Register.

löst sich auch die Einzeltextreferenz auf.<sup>122</sup> Das ökonomische Wissen gewinnt dann einen Allgemeinheitsgrad, der sich problemlos von konkreten Quellen zu lösen vermag (Roscher wird in Scherers *Poetik* im Übrigen nicht ein Mal ausdrücklich erwähnt). Bezeichnenderweise verortet ein Rezensent Scherers literarökonomische Konzeption präzise als Feuilletonprodukt: »Naive Tageblätter versprechen sich Wunderdinge von der Anwendung dieser ›neuen‹ Methode.«<sup>123</sup> Und Julius Hart disqualifiziert die nationalökonomisch inspirierte *Poetik* schlechthin als »Salonweisheit« bzw. »Salongeschwätz«.<sup>124</sup> Der Treffpunkt von Literatur und Ökonomie, vor diesem Hintergrund betrachtet, ist mithin der Gemeinplatz. Allerdings handelt es sich um einen Gemeinplatz, der – wie zu zeigen sein wird – deutlich von alternativen Angeboten der Zeit geschieden ist. Es ist ein *realistischer* Gemeinplatz. Ihm fragt diese Arbeit nach, wenn sie sich auf die textuellen Konstitutionsweisen der realistischen Diskursivität konzentriert. Sie zielt damit nicht mehr auf spezifische Einzeltextreferenzen und also auf konkrete, markierte Austauschprozesse, sondern auf die abstrakteren, auch fachextern rezipierbaren Anteile des ökonomischen Diskurses der Zeit.<sup>125</sup>

Wie im nächsten Abschnitt zu zeigen sein wird, ist diese Arbeitsweise auch der Spezifik der literarischen Diskursarbeit geschuldet. Die realistische Belletristik tendiert dazu, die konkreten Spuren ihrer Auseinandersetzung mit zeitgenössischem Wissen zu tilgen. Geschichten erscheinen in dem Maße als anschaulich realistische, wie sie das zugrunde liegende Handlungswissen und seine diskursive Gestalt zu verbergen vermögen. Die Leistung der narrativen Verarbeitung der sich zunehmend spezialisierenden Diskurse wird verdeckt, damit die *histoire* als möglichst unverstellte, allgemein menschlich rezipierbare Ereignisfolge erscheint. Inwiefern trotz einer solchen Diskursstrategie die Frage nach dem Geltungsgrad ökonomischen Wissens im literarischen Text nicht verabschiedet ist, soll der folgende Abschnitt diskutieren.

## 1.2. Literatur und Ökonomie

Bis dato ist das Verhältnis von Ökonomie und Literatur auf der Ebene des programmatischen poetologischen Diskurses thematisiert worden. Beide Bereiche verbindet eine handfeste Begrifflichkeit, ein Reden von Produkten und Märkten, teilweise

---

<sup>122</sup> Die Relevanz der Publikationsorgane für die Textgestalt der poetisch-realistischen Literatur ist einschlägig betont worden von Rudolf Helmstetter, ohne dass dabei das Potenzial intertextueller Untersuchungen schon vollends ausgeschöpft worden wäre (am weitesten geht Helmstetter in dieser Hinsicht im Kapitel zu *Effi Briest*). Vgl. Helmstetter: Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes, S. 167–177.

<sup>123</sup> Anonymus: Poetische Theorien, S. 254.

<sup>124</sup> Hart: Eine schein-empirische Poetik, S. 275.

<sup>125</sup> Den Begriff der Markierung verwende ich hier im Sinne von Ulrich Broich: Formen der Markierung von Intertextualität. In: Ulrich Broich/Manfred Pfister (Hg.), Intertextualität, Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien, Tübingen 1985, S. 31–47.

sogar, wie im Falle von Wilhelm Scherers *Poetik*, ein konzeptueller Austausch. Was dagegen die literarischen Artefakte anbelangt, so lassen diese zunächst kaum solche konkreten Beziehungen erkennen; sie scheinen sich vielmehr, wie oben angedeutet, geradezu über den Ausschluss von nichtliterarischen Diskursen zu konstituieren. In einer Eingangsszene in Wilhelm Raabes 1890 erschienenem Spätwerk *Stopfkuchen* ist das Problem angerissen. Eine männerbündlerische Runde, Freunde aus Jugendtagen, verlässt gegen Mitternacht das Lokal ›Brummersumm‹. Die Nacht ist sternenklar, man blickt gen Himmel. Und der Erzähler sinnt nach:

Zu den Stunden auf einem Feldwege allein mit den noch übrigen Genossen seiner Jugend zu sein – das ist etwas! Wovon man auch reden mag, ob Politik, Börsengeschäften, Fabrikangelegenheiten, Ästhetik: jeder Mann und berufenste Mitredner in allem diesen darf ungehört sein gescheitestes Wort abbrechen und aufblinzeln bemerkend: Da liegt doch auch was drin!<sup>126</sup>

›Wovon man auch reden mag‹: Im Paradigma des Herrengesprächs liegen die Diskursfelder der Ökonomie, Politik und Ästhetik noch eng beieinander. Jeder redet von allem. Aber was genau gesagt wird, davon steht im Roman nichts. Die Themen sind verschwunden bis auf die Platzhalter. Und auch das Totalitätsversprechen – alles Reden ist sich nah, weil es unter ein und demselben Sternenhimmel abläuft – wird schnell widerlegt. Denn der Roman inszeniert die Diskurstrennung: »Ich aber war eine geraume Zeit hinter den andern gegangen, ohne an der Unterhaltung teilzunehmen, und hatte nur wiederum alte Erinnerungen lebendig werden lassen.«<sup>127</sup> Um sich erinnern und in der Folge erzählen zu können, muss sich der Ich-Erzähler Eduard distanzieren von den ökonomisch-politischen Unterhaltungen der Gefährten. Der Weg zu seinem alten Schulkameraden Heinrich Schaumann, genannt Stopfkuchen, bleibt ihm allein vorbehalten. Und auf dem Schiff zurück nach Südafrika brütet er denn auch nicht »über seinem Geschäftskonto«<sup>128</sup>, sondern schreibt die Geschichte Stopfkuchens auf. Es geht eben nur das eine oder das andere: entweder Geschäftskonten führen oder Erzählungen schreiben, entweder Ökonomie oder Literatur.

Dieses Entweder-Oder hängt, gattungsgeschichtlich betrachtet, eng mit dem Siegeszug der erzählenden Literatur überhaupt zusammen, namentlich mit dem Aufblühen des Romans, der in der Nachfolge Hegels als dasjenige Medium aufgefasst wird, das die »Prosa der Verhältnisse« abbildet.<sup>129</sup> Bekanntermaßen wird die intime Beziehung des Romans zur alltäglichen Sprache (zur ›Prosa‹) und zu gängigen Themen (zum ›Prosaischen‹) anfangs keinesfalls unproblematisch gesehen. Für eine Poetolo-

---

<sup>126</sup> Wilhelm Raabe: *Stopfkuchen. Eine See- und Mordgeschichte* [1890]. In: BA, Bd. 18, 2. Aufl., Göttingen 1969, S. 5–207, hier: S. 9.

<sup>127</sup> Raabe: *Stopfkuchen*, S. 11.

<sup>128</sup> Raabe: *Stopfkuchen*, S. 118.

<sup>129</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik* [1835–1842], 3 Bde., auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel (Werke, Bd. 13–15), 4. Aufl., Frankfurt a.M. 1996, hier: Bd. 3, S. 393.

gie der ›Realabstraktion‹, die im kontingenten Gegenwartsstoff stets den essenziellen Anteil, in profanen Oberflächen immer auch die Tiefendimension offenlegen will<sup>130</sup>, steht der Roman dem eigentlich Poetischen zunächst fremd gegenüber. Seine ideale Aufwertung verlangt formale und thematische Restriktionen.<sup>131</sup> Programmatisch formuliert Karl Gutzkow in seiner Kritik an Gustav Freytags *Soll und Haben*: »Den Roman an die Welt der Arbeit verweisen, heißt ihn in seiner ganzen Natur aufheben; denn es ist gerade das Wesen des Romans, die Wochentagexistenz des Menschen gleichsam beiseite liegen zu lassen und seinen Sonntag zu erörtern. Wir verstehen unter Sonntag die Offenbarung seiner poetischen Natur, sei es nun im Leiden oder im Handeln. Der ewige Sonntag jedes Menschen ist sein Lieben, sein Gefühl für Freundschaft, seine Religion, sein Geschick.«<sup>132</sup> Erzählkunst entsteht, in dieser Sichtweise, aus einer Entkoppelung: des Poetischen vom Alltäglichen, des Handelns vom Arbeiten, des Sonntags vom Wochentag. Wo sich Kunst abspielt, da sind die ökonomischen Verhältnisse und ihre Prosa abwesend.

Diese Auffassung ist sogar für Autoren maßgebend, die kraft ihres täglichen Berufs eigentlich dem ökonomischen Diskurs nahestehen. Der Kulturhistoriker und Lehrstuhlinhaber Wilhelm Heinrich Riehl, dessen Forschungen von Nationalökonom rege rezipiert werden<sup>133</sup>, gibt sie in seiner Novelle *Abendfrieden* (1867), die als Vorwort seiner kulturgeschichtlichen Novellensammlung *Durch tausend Jahre* vorangestellt ist, wieder. Es handelt sich um ein Zeugnis seiner Initiation als Schriftsteller und zugleich um ein Selbstporträt des Feierabend-Künstlers Riehl als zehnjähriger Knabe. Schon zum Eingang der Novelle beschwört Riehls junger Ich-Erzähler, der seine Freunde tagein, tagaus auf ihrem Schulweg mit Abenteuergeschichten erfreut, die Kraft der Poesie: »Indem wir nun aber so erzählend und hörend heimwärts zogen, bekam die Landstraße ein völlig neues Gesicht; sie sah ganz sonntäglich aus, obgleich es doch immer nur Werktag war.«<sup>134</sup> Die Kunst macht alles sonntäglich – Gutzkow lässt grüßen. Allerdings handelt es sich hier, wie schnell zu erfahren ist, noch gar nicht im engeren Sinne um Kunst. Denn als die Freunde bemerken, dass ihr Kompagnon seine Geschichten lediglich erfindet und nicht, wie sie annahmen, aus Büchern wiedergibt, jagen sie ihn zornig davon. Mit zerrissenem Kittel kehrt der Held zu seinen Eltern heim und erhält prompt Hausarrest. Nun aber ereignet sich das novellistisch

<sup>130</sup> Vgl. dazu die nach wie vor einschlägigen Arbeiten von Ulf Eisele, insbesondere Ulf Eisele: Realismus-Theorie. In: Deutsche Literatur – Eine Sozialgeschichte, Bd. 7 (Vom Nachmärz zur Gründerzeit: Realismus), hg. von Horst Albert Glaser, Reinbek bei Hamburg 1982, S. 36–46.

<sup>131</sup> Siehe zu den formalen Restriktionen Abschnitt 2.3.1. dieser Arbeit.

<sup>132</sup> Karl Gutzkow: Der Roman und die Arbeit [1855]. In: Theorie und Technik des Romans im 19. Jahrhundert, hg. von Hartmut Steinecke, Tübingen 1970, S. 45–49, hier: S. 47.

<sup>133</sup> Siehe die entsprechenden Registereinträge in den Lehrbüchern von Wilhelm Roscher (*Grundlagen der Nationalökonomie*) und Gustav Schmoller (*Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre*).

<sup>134</sup> Wilhelm Heinrich Riehl: *Abendfrieden*. Eine Novelle als Vorrede [1867]. In: RKN, Bd. 1, Meersburg, Leipzig 1933, S. 5–25, hier: S. 13.

Bemerkenswerte. Als er später heimlich in den Schlossgarten<sup>135</sup> hinausschleicht, erblickt der Held dort Sir Walter Scott. Und der hoch betagte, altersschwache Dichter lächelt den Knaben milde an, weil dieser inzwischen in einem viel zu engen, abgetragenen Kittel herumläuft. So finden die Turbulenzen des Tages einen ›versöhnlichen‹ Ausgang und der Streit um die erfundenen Erzählungen und die anschließenden Raufereien erhalten ex post einen höheren Sinn: Denn ohne seinen kuriosen Ersatzkittel wäre er dem Dichter kaum aufgefallen, erklärt der Ich-Erzähler sein Schicksal.

Scotts Auftritt leistet in dieser Novelle ein Mehrfaches: Als gedruckter Autor repräsentiert er den Zugang zur ›echten‹, künstlerischen Literatur und gibt damit dem Heranwachsenden die Richtung seiner Fabulierfreude vor. Von nun an wird er seinen Kameraden auf dem Schulweg Scott-Romane nacherzählen. Die ›lebendige Begegnung‹, das Zusammentreffen von gedruckter Literatur und Wirklichkeit, soll darüber hinaus den poetisch-realistischen Zuschnitt der hier initiierten Erzählkunst verbürgen:

[W]ie die plötzliche Erscheinung des Mannes den ersten Seelenkampf meines kindlichen Alters zum versöhnten Ausgange gewendet hatte, so ruhte mir der Geist eines Friedebringers auch fort und fort erklärend über seinen Dichtungen. Gar reiches, buntes Leben, oft derb und breit, mitunter auch ungleich und unfertig gezeichnet, gar mancher Kampf, gar manches Schicksal zieht über die Bühne seiner erdichteten Welt, allein der Abendfriede des gemüthlichen Erzählers ruht doch versöhnend und heiter erhebend auf allen diesen Schöpfungen. Das ist das Wahrzeichen des echten Epikers.<sup>136</sup>

Das ›reiche und bunte Leben‹ mit all seinen Turbulenzen ist nur dort künstlerisch legitimiert, wo es auf einen poetischen ›Abendfrieden‹ zusteuert. Und dieses Erzählen im Geist des Abendfriedens weiß sich schließlich auch über die ökonomische Wirklichkeit erhaben. So erfährt es der junge Erzähler bei der ›Lästerbank‹, wo sich nach Arbeitsschluss das Gesinde trifft:

Diesen Engländer [Scott] grüßt die ganze Dienerschaft, weil er uns schon so oft erfreut hat, mag er nun im übrigen hoffähig sein oder nicht. Als hingegen neulich der alte Baron Rothschild zur Tafel geladen war, da grüßten ihn etliche Bediente nicht [...].<sup>137</sup>

Mit »epischem Refrain« schließt der Bedienstete seinen Bericht ab: »Den Rothschild habe auch ich nicht begrüßt, aber den Walter Scott [...] grüßt die ganze Dienerschaft.«<sup>138</sup> Wo Kunst so beispielhaft wie volkstümlich wirkt, dass selbst das Gesinde sie emphatisch verschlingt, da muss die Welt der Hochfinanz (Rothschild) wie die Ökonomie überhaupt außen vor bleiben. Kunst schöpft in diesem Sinne zunächst und zuallererst aus Kunst. Scott zum Gruße und Rothschild zum Schimpf, so liebt das Publikum ebenso wie der Autor selbst die Literatur. Riehl, der Professor für Kul-

---

<sup>135</sup> Riehls Vater war Schlossverwalter beim Herzog von Nassau in Bieberich bei Wiesbaden.

<sup>136</sup> Riehl: Abendfrieden, S. 25.

<sup>137</sup> Riehl: Abendfrieden, S. 21.

<sup>138</sup> Riehl: Abendfrieden, S. 21.